



ANSPRACHEN UND ANDERE TEXTE

Bischof Dr. Gerhard Feige

# zeit – geist – lich



BISTUM MAGDEBURG

ANSPRACHEN UND ANDERE TEXTE  
Bischof Dr. Gerhard Feige

# zeit – geist – lich

Bistum Magdeburg  
2020

## Impressum

Herausgeber: Bischöfliches Ordinariat Magdeburg

Max-Josef-Metzger-Straße 1, 39104 Magdeburg

bistum-magdeburg.de

Redaktion und Gestaltung: Susanne Sperling | Umschlaggestaltung: Ronald Reinicke

Titelfoto: Dr. Gerhard Feige

Fotos: epd (25), kna (136, 138), Tag des Herrn (9, 48), Mathias Bethke (149), Gerhard Feige (81), Christ&Welt (112), Thorsten Kessler (26), Mara Klein (102), pixabay (15,110,113), Pressestelle Bistum Magdeburg (38,39,41,43,44,45,46,90), Screenshots YouTube/Bistum Magdeburg (116, 120,129,133,135,141,143,), Susanne Sperling (10,13,14,20,21,22,27,29,34,35,54,56,57,62,64,67,68,69,71,74,78,80,85,88,92,94,95,98,102,108,123,142), Uhlmann (Umschlagrückseite), Walter Wetzler (32, 50),

## zeit – geist – lich

Auch in diesem Jahr, das so ganz anders verlief, als wir uns das Mitte 2019 noch vorgestellt hatten, können wir die Broschüre mit Ansprachen und anderen Texten von Bischof Dr. Gerhard Feige veröffentlichen.

Alles begann mit den Feierlichkeiten zum 25jährigen Bestehen des Bistums Magdeburg. Couragiert unterwegs in einem religiös unmusikalischen Landstrich, das erfordert Mut, bietet aber auch Chancen. Das war deutlich zu spüren, als sich Menschen aus Ostdeutschland und darüber hinaus, denen Gott und die Kirche am Herzen liegen, zur pastorale! trafen. Ein Geist der Ideen und Inspiration wehte durch Magdeburg. Von der „Kopernikanischen“ Wende war zu lesen: weg vom Zentralismus, Perspektiven wechseln, auf die Zeichen der Zeit hören.

Bundesweit machten sich Delegierte auf den Synodalen Weg, um über dringend nötige Reformen zu diskutieren. So nahm die Debatte um den Zeitgeist ihren Lauf. Antworten auf die drängendsten Fragen sollten den zeitlichen Kontext berücksichtigen, aber die geistliche Dimension nicht vernachlässigen. Davon angeregt entstand der Titel dieser Bischofsbroschüre: zeit – geist – lich. Es soll zum Wortspielen anregen: Zeitgeist, zeitlich und geistlich, aber auch zeitgeistlich. Denn Zeit kann durchaus geistlich sein und Geist zeitlich. Auch der vielzitierte Zeitgeist ist kein Unwort. Immer wieder gilt es, sich der Zeit zu stellen, geistvoll auf sie einzugehen, Überkommenes neu zu denken und einzuordnen.

Das wurde dann auch mit Beginn der Corona-Pandemie deutlich. Nichts war mehr so wie es einmal war. Schulen, Kitas, Geschäfte geschlossen, Gottesdienste ausgesetzt. Kreativität und innovatives Handeln waren gefragt. Vieles davon wird auch nach Corona sicherlich sichtbar bleiben. Lassen Sie sich beim Lesen dieser geistzeitlichen Ansprachen ansprechend zeitgeistlich inspirieren.

Ihre

Susanne Sperling

Pressesprecherin  
Bistum Magdeburg

# INHALTSVERZEICHNIS

<b>Das Gesicht der Kirche zum Leuchten bringen</b>	<b>9</b>
Interview von Dorothee Wanzek, Tag des Herrn vom Sommer 2019	
<b>Nicht Resignation, nicht Illusion – vertrauensvoll und tatkräftig</b>	<b>14</b>
Interview von Luzia Neubert und Miriam Wehle, Pastoralmagazin MOMENT vom August 2019	
<b>Couragiert in die Zukunft</b>	<b>20</b>
Rede beim Festakt „25 Jahre Bistum Magdeburg“ am 31. August 2019	
<b>Im selben Boot</b>	<b>25</b>
Grußwort zur Einführung von Landesbischof Friedrich Kramer am 6. September 2019 in Magdeburg	
<b>Ungewohnte Gotteserfahrungen</b>	<b>28</b>
Predigt zum Auftakt der Pastoreale am 19. September 2019	
<b>Zusammen leben – zusammen wachsen</b>	<b>33</b>
Predigt zur Eröffnung der Interkulturellen Woche in Halle am 22. September 2019	
<b>Leitvorstellungen, Reformschritte und andere Wagnisse</b>	<b>37</b>
Zur Entwicklung des Bistums Magdeburg seit 2004, Herder Korrespondenz Spezial: Letzter Aufruf. Pastoral unter neuen Bedingungen, Freiburg i. Br. 2019	
<b>Osten noch immer gut vernetzt</b>	<b>48</b>
Interview von Matthias Holluba, Tag des Herrn vom 13. Oktober 2019	
<b>„Ich mache mir Sorgen um den Fortbestand der Demokratie“</b>	<b>51</b>
Interview mit dem stellvertretenden Chefredakteur Michael Bock für die Volksstimme vom 5. November 2019	
<b>„Zur Freiheit befreit“ – 30 Jahre Mauerfall</b>	<b>55</b>
Vortrag bei der Festlichen Salztafel der Halloren in Halle am 7. November 2019	

<b>Wieviel Schutz braucht ein kirchlicher Feiertag?</b>	<b>64</b>
Statement zu einer Veranstaltung des Innenministeriums von Sachsen-Anhalt am 26. November 2019 in Magdeburg	
<b>Keine Tricks, kein Druck</b>	<b>67</b>
Interview über 25 Jahre Bildung im Bistum Magdeburg von Dr. Friederike Maier für die Zeitung Bistum und Bildung von Dezember 2019 / Januar 2020	
<b>Gott – anders als gedacht</b>	<b>71</b>
Predigt zur Christnacht 2019	
<b>Incarnatus est</b>	<b>76</b>
Predigt am 1. Weihnachtsfeiertag 2019	
<b>„Zeichen der Zeit“</b>	<b>80</b>
Predigt zu Epiphanie 2020	
<b>Tätige Nächstenliebe</b>	<b>85</b>
Predigt zur Einführung von Caritasdirektorin Cornelia Piekarski am 7. Januar 2020	
<b>Dank und Jubel über Gottes Kommen</b>	<b>90</b>
Geistliches Wort zum ersten Winter-Orgelpunkt am 12. Januar 2020 in der Kathedrale St. Sebastian	
<b>„Sei gut, Mensch!“</b>	<b>93</b>
Ansprache zum Neujahrsempfang am 25. Januar 2020	
<b>„Synodaler werden“</b>	<b>99</b>
Brief zur österlichen Bußzeit 2020	
<b>Einsatz zum Wohle aller</b>	<b>104</b>
Grußwort zum Festakt der Fachhochschule Polizei Sachsen-Anhalt in Aschersleben am 28. Februar 2020	
<b>Achtsamkeit und Solidarität gefragt</b>	<b>106</b>
Videobotschaft zur Corona-Krise am 19. März 2020	

<b>Besonnen und solidarisch bleiben.</b>	<b>109</b>
Gastbeitrag über die zwischenmenschlichen Beziehungen in der Krise für die Volksstimme vom 25. März 2020	
<b>Zwischen Kontrollverlust und Aktionismus</b>	<b>111</b>
Beitrag zum Umgang mit der Corona-Pandemie vom 30. März 2020, verkürzt für Christ & Welt vom 16. April 2020	
<b>Schöpferische Ideen</b>	<b>116</b>
Videobotschaft zur Karwoche am 3. April 2020	
<b>Vom Friedenskönig zum Sündenbock</b>	<b>119</b>
Predigt zum Palmsonntag am 5. April 2020	
<b>Ich habe euch ein Beispiel gegeben</b>	<b>122</b>
Predigt zum Gründonnerstag am 9. April 2020	
<b>Kein Ostern ohne Karfreitag und Karsamstag</b>	<b>126</b>
Predigt zum Ostersonntag am 12. April 2020	
<b>Zwischen Gottesdienstverbot und möglichen Lockerungen</b>	<b>130</b>
Gastbeitrag für katholisch.de am 20. und für die Volksstimme vom 21. April 2020	
<b>Wie kommt man zum österlichen Glauben?</b>	<b>132</b>
Predigt zum 3. Sonntag der Osterzeit am 26. April 2020	
<b>Pyrrussieg</b>	<b>136</b>
KNA-Interview von Karin Wollschläger am 27. April 2020	
<b>Gute Hirten</b>	<b>140</b>
Predigt zum 4. Sonntag der Osterzeit am 3. Mai 2020	
<b>Auf dem Weg</b>	<b>143</b>
Predigt zum 5. Sonntag der Osterzeit am 10. Mai 2020	
<b>Anders als gewohnt</b>	<b>146</b>
Predigt zu Fronleichnam am 11. Juni 2020	

# Gesicht der Kirche zum Leuchten bringen

Interview von Dorothee Wanzek, Tag des Herrn vom Sommer 2019

**TdH:** Die Katholikenzahlen in den vor 25 Jahren gegründeten Bistümern sinken immer weiter. War es aus heutiger Sicht die richtige Entscheidung, so kleine Einheiten zu bilden?

**Feige:** Weltweit sind Bistümer sehr unterschiedlich, eine äußerlich erkennbare Norm scheint es nicht zu geben. Entscheidend ist jedoch, ob eine lebendige Ortskirche existiert, die ihren regionalen Auftrag klar erkennt. Für Magdeburg halte ich die Entscheidung zur Bistumsgründung immer noch für richtig. In Folge des Mauerbaus waren wir ja schon vorher – obwohl noch zum Erzbistum Paderborn gehörend – relativ eigenständig geworden. Außerdem leben wir in deutlich anderen Verhältnissen. Nach wie vor sind wir aber den Paderbornern für die jahrzehntelange Unterstützung sehr dankbar. Ich glaube, dass die anfängliche Enttäuschung mancher von ihnen über unsere Verselbständigung inzwischen in eine interessierte und lebendige Partnerschaft übergegangen ist. Gerade in letzter Zeit ist bei den Treffen auf Leitungsebene die Aufmerksamkeit für die Entwicklungen des jeweils anderen Bistums merklich angewachsen. Wie wir mit unseren begrenzten Möglichkeiten umgehen und auf die konfessionslose Bevölkerungsmehrheit reagieren, könnte ja auch für die Katholiken in volkskirchlich geprägten Gebieten zunehmend bedeutsam werden.



Dorothee Wanzek, TdH

**TdH:** Beim Bistums-Auftakt zur Pastoral und bei früheren Gelegenheiten haben Sie gesagt, dass die Kirche hierzulande eine schöpferische Minderheit sein sollte. Haben Sie dabei mehr die gesamte Kirche in ihrer Minderheitensituation im Blick oder die schöpferischen Christen, die sich innerhalb der Kirche als Minderheit erleben?

**Feige:** Ich meine uns als Ganzes. Als Katholiken machen wir hierzulande drei Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Schon im Pastoralen

Zukunftsgespräch (2000–2004) haben wir darüber nachgedacht, wozu wir in unserer Region eigentlich sind und worin unsere konkrete Sendung bestehen könnte. Seit einigen Jahren begleitet uns dabei das Bild des Senfkorns. Trotz seiner Kleinheit kann es etwas bewirken. Vielerorts sammeln wir gute Erfahrungen, wenn wir uns in ökumenischem Geist und mit noch anderen Partnern in unserer Gesellschaft ohne Berührungsängste zusammentun. Ich denke da zum Beispiel an manche Hospizvereine oder andere Möglichkeiten, sich für die Menschenwürde einzusetzen. Gewiss teilen nicht alle unserer Gläubigen eine solche Vorstellung. Ich wünschte mir aber, dass eine wachsende Zahl von ihnen begreift, dass Kirche kein Selbstzweck ist und dass jeder und jede das Angesicht der Kirche zum Leuchten bringen oder verdunkeln kann.

**TdH:** Manchen Christen macht es Angst, dass sich in der Kirche so vieles verändert. Sie trauern Zeiten nach, in denen sie sich in ihrer Gemeinde heimisch fühlten. Wie kann es gelingen, diese Menschen in den Wandlungsprozessen mitzunehmen?

**Feige:** Ich kann nachvollziehen, dass auch Christen sich gern ihrer Kindheit und Jugend erinnern. Gerade in der ersten Generation der Heimatvertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg meinten viele, in der Kirche



Zeitzeugen Podium 25 Jahre Bistum Magdeburg. v.l.: Bischof em. Leo Nowak, Mechthild Baus, Monika Lazar, Stephan Rether

etwas von dem wieder zu finden, was sie verloren hatten. Um im Glauben aber zu wachsen, gehört es wesentlich auch dazu, sich von früheren Idyllen zu lösen. Sich krampfhaft an der Vergangenheit festzuhalten, bringt uns nicht weiter, sondern hindert uns sogar daran, als Christen unseren Auftrag für die heutige Zeit zu buchstabieren. Bei meinen jüngsten Visitationen habe ich gespürt, dass die Zahl der Gemeindemitglieder wächst, die realistisch und doch nicht hoffnungslos nach vorne blicken. Einigen musste ich z.B. ziemlich ernüchternd sagen: „Wenn Ihr Pfarrer in zwei Jahren in den Ruhestand geht, werden wir Ihnen keinen Nachfolger schicken können.“ Die Reaktion darauf war kein gelähmtes Entsetzen. Ich war überrascht, dass man vielmehr sofort begann, darüber nachzudenken: „Wie kann es dann mit der Kirche bei uns weitergehen? Was können wir selbst tun?“ Auf solche schwer vorhersehbaren Veränderungsprozesse lassen sich offenbar am ehesten diejenigen ein, die auch in anderen Bereichen der Gesellschaft Verantwortung tragen. Dort sind sie ja ähnlich herausgefordert, sich immer wieder umzustellen und nach neuen Lösungen zu suchen.

**TdH:** Eine der Erkenntnisse Ihres Pastoralen Zukunftsgesprächs war, dass Kirche nur dort auf die Zeichen der Zeit reagieren kann, wo sie bereit ist, sich von bisherigen Aufgaben zu lösen. Kennen Sie Gemeinden, die solche Abschiede aktiv gestalten, oder gelingt die Ablösung immer erst, wenn sich Altgewohntes mit Gebrechlichkeit oder Tod des letzten Akteurs von selbst erledigt hat?

**Feige:** Als unsere Pfarreien im Jahr 2010 angehalten waren, Immobilienkonzepte zu erstellen, ist in dieser Hinsicht einiges in Gang gekommen. Vorher hatte man sich nach Magdeburg gewandt, wenn es etwas zu sanieren gab oder andere Immobilien-Entscheidungen anstanden. Plötzlich sollten sich die Kirchenvorstände selbst Gedanken machen: Welche Gebäude brauchen wir? Welche müssen wir gegebenenfalls aufgeben? Wofür bilden wir Rücklagen? Infolgedessen hat es schon eine ganze Reihe an Entwidmungen und Umnutzungen von Kirchen- und Kapellen gegeben. Das ist zumeist traurig, geschieht jedoch nicht willkürlich. Die Entscheidung wird nach reiflichen Überlegungen vor Ort gefällt, muss aber dann noch durch den Bischof genehmigt werden. In der Regel verabschiedet man sich – etwa nach dem Motto „Alles hat seine Zeit“ – mit einem letzten Dankgottesdienst, gelegentlich gelingt es auch noch, eine kleine Erinnerungsbroschüre herauszugeben.

Viele Pfarreien haben zudem ihre Gottesdienstpläne verändert. So gibt es weniger heilige Messen. An manchen Orten ist dafür die Zahl der Wort-Gottes-Feiern erhöht worden.

Dass bereits acht Pfarreien im Bistum ohne kanonischen Pfarrer sind und zwei weitere sich auf diese Situation vorbereiten, zeugt ebenfalls von der Bereitschaft, Veränderungen aktiv zu gestalten.

**TdH:** Magdeburg zählt zu den Diözesen, die mit neuen Formen der Gemeindeleitung experimentieren. Können Sie nach den ersten Versuchen ein erstes Fazit ziehen?

**Feige:** Es gibt kein „Magdeburger Modell“. Wir haben zwar einige Leitlinien, bewegen uns aber mitten in einem Lernprozess, in dem wir jeweils vor Ort nach geeigneten Lösungen suchen. Die sehen bisher sehr unterschiedlich aus: In zwei Pfarreien gibt es ein Leitungsteam, das von einem Priester moderiert wird, in anderen ist der Nachbarpfarrer der Administrator. In der Pfarrei St. Franziskus in Halle, in der bis vor kurzem ein Franziskaner kanonischer Pfarrer war, wird die Lösung natürlich anders aussehen als in Salzwedel, das 35 Kilometer weit entfernt vom Wohnort des nächsten Pfarrers liegt. Für zwei Pfarreien bzw. Regionen planen wir ein Pilotprojekt, bei dem ein Geschäftsführer die Seelsorger in Verwaltungsaufgaben entlasten soll. Die Bedingungen, unter denen wir als Kirche im Bistum Magdeburg leben, wandeln sich stetig – auch finanziell. Obwohl wir sehr sparsam wirtschaften müssen, kommen wir nicht umhin, beispielsweise neue Mitarbeiter in der Bistumsverwaltung einzustellen, um die rechtlichen Vorgaben für die Prävention gegen sexuellen Missbrauch Minderjähriger, im Datenschutz oder im Arbeitsschutz erfüllen zu können. Für ein kleines Ordinariat wie unseres mit etwa 40 Mitarbeitern sind solche Anforderungen natürlich schwerer umzusetzen als für ein Erzbistum wie München mit annähernd 1000 Mitarbeitern in der Zentralverwaltung.

**TdH:** Schulen, Kindergärten, Altenheime und andere Einrichtungen in großer Zahl zu gründen, war nach 1990 ein Wagnis. Wenn Sie heute sehen, dass es schwieriger wird, christliches Personal zu finden: haben Sie sich übernommen?

**Feige:** Zweifellos war es damals ein sehr mutiges Unterfangen, gleich

mehrere Schulen in katholischer Trägerschaft zu errichten. Noch immer muss ich aber sagen: wir sind dankbar und froh, sie zu haben, auch wenn sie uns permanent herausfordern. So mussten wir erst jüngst das Schulgeld noch einmal erhöhen, um deren Finanzierung zu sichern. Zudem ist es wichtig, das Profil aller unserer Einrichtungen im Blick zu behalten und auch etwas dafür zu tun. Erfreulicherweise konnte ich dazu vor kurzem z.B. erleben, wie liebevoll und einfallsreich sich die Mitarbeiter eines unserer Altenpflegeheime um ihre Bewohner kümmern. Das zeigt sich an der gesamten Atmosphäre, aber auch in kleinen Details: wenn zum Beispiel sogar püriertes Essen auf dem Teller – nach dem Motto „das Auge isst mit“ – wieder in Form gebracht wird, Schwerkranke sich in einer Rikscha in die Innenstadt fahren lassen können oder auch geistliche Anregungen zur Begleitung Sterbender bereitliegen.



Festakt 25 Jahre Bistum Magdeburg mit vielen Ehrengästen: 1. Reihe von links: Landesbischöfin Ilse Junkermann, Nuntius Nikola Eterovic, Kardinal Reinhard Marx, Bischof Gerhard Feige, Landtagspräsidentin Gabriele Brakebusch, Weihbischof Hubert Berenbrinker, Bischof em. Leo Nowak, Präsident des Bonifatiuswerkes Heinz Paus. 2. Reihe: Priester, Diakone und Mitglieder des Diözesankomitees aus Paderborn.

# Nicht Resignation, nicht Illusion – vertrauensvoll und tatkräftig

Interview von Luzia Neubert in Zusammenarbeit mit Miriam Wehle, Pastoralmagazin MOMENT, August 2019

**Neubert:** Diese Ausgabe von MOMENT steht unter dem Titel „Couragiert“: Courage ist meines Erachtens vorrangig ein Geschehen unter Menschen. Couragiertes Handeln hat immer ein Gegenüber. Es geschieht in einem sozialen Rahmen, mitten in der Gesellschaft. Wenn wir auf einem Baumstamm über den Fluss klettern, nennen wir das mutig – nicht couragiert. Mut gehört aber zu Courage dazu. Im Fremdwörterbuch finde ich für „Courage“ die Bedeutungen: mutig und beherzt. Was verbinden Sie mit diesen Eigenschaften?



Luzia Neubert, Pastoral

**Feige:** Auf jeden Fall nicht Resignation und Apathie, aber auch nicht die Illusion, wenn man nur wolle, könne man alles erreichen. Als Christen sind wir von Gott berufen und gesandt und haben jeweils konkrete Möglichkeiten und Begrenzungen, unter denen wir leben und wirken können. Auch in unserer Region haben sich viele bis zum heutigen Tag schon mutig und beherzt oder – wie man auch sagen kann – „mit Schneid“ dieser Herausforderung gestellt. Ich wünsche sehr, dass es uns trotz mancher Schwierigkeiten auch weiterhin gelingt, couragiert zu bleiben, oder mit anderen Worten ausgedrückt: hoch motiviert, vertrauensvoll, tatkräftig und zuversichtlich unseren Weg zu gehen.

**Neubert:** „Couragiert unterwegs“. So das Motto des Bistumsjubiläums. Das kann den Weg der letzten 25 Jahre beschreiben, aber auch Motivation sein für das, was vor uns liegt. Wo erleben Sie Menschen heute couragiert unterwegs? Kennen Sie konkrete Situationen?

**Feige:** Bei meinen Visitationen – aber auch bei anderen Gelegenheiten – bin ich immer wieder erstaunt, Haupt- wie Ehrenamtliche zu erleben oder von solchen zu hören, die nach wie vor Ideale haben und weniger Ansprüche an mich oder meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter stellen, als selbst Verantwortung übernehmen und sich mit ihren Fähigkei-

ten einbringen. Das gilt, um manchen Schaden zu begrenzen, kleine und große Probleme zu lösen oder neue Wege zu erschließen, und betrifft fast alle Bereiche. Besonders dringlich erscheint das angesichts dessen, dass wir mit wesentlich weniger Finanzen und Personal als in anderen Bistümern oftmals gleiche Standards zu erfüllen haben. Einzelne zu nennen, wäre ungerecht. Überall, wo aus einer Versorgungsmentalität eine kreative Mitsorge bei den gemeinsamen Anliegen und Aufgaben erwächst, spüre ich Aufwind.

Wichtige Bewährungsfelder sind zum Beispiel das Leben in unseren an Zahl zunehmenden Pfarreien ohne einen leitenden Pfarrer, die weitere christliche Prägung unserer vielfältigen Einrichtungen im Erziehungs-, Bildungs- und Sozialbereich, die Glaubensvermittlung und -vertiefung in den eigenen Reihen sowie alle Bemühungen, das Evangelium fantasievoll, berührend und anregend auch anderen Mitmenschen nahezu-bringen.

**Neubert:** Ich nehme Sie als mutigen Bischof wahr und denke dabei z.B. an Ihr beherztes Engagement um einen gemeinsamen Kommunionemp-



fang für konfessionsverbindende Ehepaare vor gut einem Jahr. Und nicht immer wird ein couragierter Einsatz nur mit Beifall beklatscht. Was macht das mit einem, wenn couragiertes Eintreten Lohn und Einbußen zugleich hervorrufen?

**Feige:** Als ich Bischof wurde, habe ich nicht geahnt, wieviel Gegenwind ich auch im Laufe der Zeit abbekommen würde. In den letzten Jahren

hat das sogar noch zugenommen. Und so häufen sich Woche für Woche bei vielen Bischöfen Schreiben und Anrufe mit Vorwürfen, jämmerlich versagt zu haben, oder Forderungen, nun endlich die Kirche und die Welt zu retten. Den einen ist man zu liberal, den anderen zu konservativ. Für manche sind inzwischen die meisten deutschen Bischöfe dem sogenannten Zeitgeist erlegen und vom wahren katholischen Glauben abgefallen, andere dagegen beklagen deren Wirklichkeitsverlust und mangelnden Reformeifer. Auch richtiger Irrsinn landet auf meinem Schreibtisch. Da kann man sich gelegentlich schon vorkommen, als sei man Bischof von „Absurdistan“.

Normalerweise reagiere ich nicht aus dem Bauch heraus, sondern wohlüberlegt und lasse mich meistens zuvor durch andere beraten. Wenn ich aber von einer Sache überzeugt bin, entscheide ich auch dementsprechend und stehe dafür ein. Kritik gegenüber bin ich durchaus aufgeschlossen. Dabei kommt es aber darauf an, ob dahinter eine konstruktive oder eine destruktive Haltung steht, ob man verantwortungsbewusste Lösungen sucht oder jemanden einfach „niedermachen“ will. Neuerdings meinen auch einige Christen oder kirchliche Kreise, sich genauso populistisch verhalten und unverschämt äußern zu müssen, wie es allgemein in unserer Gesellschaft immer mehr zunimmt. Da kann es dann passieren, dass einem alles „um die Ohren gehauen“ wird, was zurzeit so in der Öffentlichkeit zu hören ist: „Klerikalismus, Machtmissbrauch, Inkompetenz, Vertuschung und Heuchelei“.

Jemand hat mir einmal gesagt: „Wenn Sie so etwas nicht verkraften, hätten Sie nicht Bischof werden dürfen!“ Da ich mich aber nicht als Funktionär verstehe, der nur seinen Job macht, „geht mir manches schon an die Nieren“ und hinterlässt seine Spuren. Da ist es wohlthuend und ermutigend, ab und zu auch ganz andere Töne zu hören.

**Neubert:** Wo haben Sie persönlich von der Courage anderer profitiert?

**Feige:** Schon als Jugendlicher habe ich verhältnismäßig viel über Christen im Widerstand gegen den Nationalsozialismus gelesen. Das hat mich beeindruckt, genauso wie die klare Positionierung zahlreicher katholischer wie evangelischer Christen zu DDR-Zeiten. Dass ich Priester geworden bin und mich als solcher schon über 40 Jahre bemühe, dem gerecht zu werden, verdanke ich auch dem Vorbild manch anderer. Schließlich profitiere ich von den pastoralen Weichenstellungen meines Vorgängers im Bischofsamt, vom neuen Schwung, den Papst Franziskus

in unsere Kirche gebracht hat, von einigen besonders überzeugenden Bischöfen und Theologieprofessoren wie -professorinnen, von mehreren mir nahe stehenden und verlässlichen ökumenischen Partnern, natürlich vom entschiedenen persönlichen Einsatz meiner nächsten und weiterer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie vieler Priester, Diakone und anderer haupt- wie ehrenamtlich Tätiger. Darüber hinaus ermutigen und beschämen mich zugleich auch Menschen aus ganz anderen Bereichen, die angesichts ihrer bedrückenden Lebensverhältnisse oder kaum zu bewältigenden Probleme nicht aufgeben, sondern tapfer „ihren Mann oder ihre Frau stehen“.

**Neubert:** Ein besonderer Höhepunkt in diesem Jubiläumsjahr ist die Bistumswallfahrt auf der Huysburg. Sie erweitert das Jubiläumsmotto um den Satz „... ich gehe mit“. Das fordert einerseits jeden persönlich auf, sich anzuschließen und couragiert unterwegs zu sein. Und zugleich ist es die Zusage, dass Gott mit uns unterwegs ist und Courage zeigt. Wie ermutigt Sie diese Gewissheit in Ihrem Handeln als Gerhard Feige?

**Feige:** Ohne den Glauben an Gott und das Vertrauen darauf, dass die dramatischen Entwicklungen und ungewöhnlichen Zumutungen, die wir zurzeit in unserem Bistum und darüber hinaus erleben, nicht nur menschengemacht sind, sondern sogar etwas mit dem Wirken des Heiligen Geistes zu tun haben, der uns heilsam herausfordern will, könnte ich wahrscheinlich nicht mehr ruhig schlafen. So aber gelingt es mir noch einigermaßen. Dabei ist für mich hilfreich, darum zu wissen, dass ich mit vielen anderen Christen gemeinsam Kirche bin und Verantwortung trage, zugleich aber mich darauf verlassen zu können, dass Kirche nicht allein unser Werk ist, sondern von Gott her ihre Kraft bezieht und von ihm begleitet wird.

**Neubert:** Ich vermute und kenne das von mir, dass Courage immer wieder von diffusen Ängsten gebremst und gehemmt wird. Dass Menschen sich nicht trauen, mit voller Energie und großem Einsatz für andere einzustehen. Haben Sie ein Patentrezept dagegen?

**Feige:** Ein Patentrezept wohl nicht, aber eine hilfreiche Anregung, meinen bischöflichen Wahlspruch, der mich schon seit 1999 begleitet: „Vigilate et orate“, auf Deutsch: „Wachet und betet“. Unter Wachsamkeit verstehe ich, möglichst viel der ganzen Wirklichkeit mit ihren Licht- und Schattenseiten wahrzunehmen, alles kritisch zu prüfen und nach dem Willen Gottes zu befragen. Dann aber gilt es auch, sich mit seinen Beob-

achtungen und Erkenntnissen, Ideen und Vorhaben im Gebet Gott anzuvertrauen. Darin besteht wohl die verheißungsvollste Form, innerlicher Leere zu entgehen sowie Trost, Kraft und Zuversicht zu finden, um sich überschreiten und wirksam einsetzen zu können.

**Neubert:** Wo würden Sie persönlich gern mehr erreichen, mehr Kraft einsetzen und Größeres wagen?

**Feige:** Unter mehr als 80 % nichtkirchlichen oder religionsfernen Zeitgenossen zu leben, ist für uns Christen nicht nur tragisch, sondern auch eine besondere Herausforderung. Es gibt zahlreiche Berührungspunkte und Lebensfelder, wo das Evangelium noch stärker ins Spiel gebracht werden könnte als bisher schon. Dazu kann ein Bischof anregen und einiges selbst versuchen. Insgesamt ist er aber darauf angewiesen, dass möglichst viele an diesem Strang mitziehen. Ein solches Umdenken fällt jedoch nicht leicht und braucht seine Zeit. Zudem sind unsere personellen und finanziellen Ressourcen relativ begrenzt. Insofern sehe ich meine Aufgabe darin, zuversichtlich und realistisch zugleich zu sein, Mut zu machen, aber nicht zu überfordern.

**Neubert:** Zum Abschluss noch einmal Hand aufs Herz. Mit einem beliebten Instrument des ZEIT-Magazins interessiert mich Ihre Einschätzung, denn couragiertes Handeln bedarf auch unserer eigenen Begabungen. Ich nenne Ihnen einen Begriff und bitte Sie, jeweils Ihr Talent in diesem Bereich auf einer Skala von 1-10 (1 = gering, 10 = groß) einzuschätzen. Wenn Sie mögen, erläutern Sie Ihre Wahl mit einem Satz.

**Feige:** Ich verhehle nicht, kein Freund solcher Bewertungen zu sein, ob das nun den Service von Hotels, Restaurants und Bildungshäusern betrifft oder statistische Erhebungen zu Trends und Meinungen in Kirche, Politik und Gesellschaft. Da betrachte ich alles viel zu differenziert, als das in Ziffern ausdrücken zu können. Ich lasse mich aber darauf ein, zu jedem Begriff kurz etwas zu sagen.

**Koch:** *Grundsätzlich vermag ich, mir auch selber etwas zu kochen, viel lieber aber genieße ich die Kochkünste anderer.*

**Künstler:** *So würde ich mich nicht bezeichnen, bin aber dankbar, einige musische, ästhetische und gestalterische Fähigkeiten mit auf den Weg bekommen zu haben.*

**Visionär:** *Das bin ich keinesfalls selbstsicher und himmelhochjauchzend, wohl aber im Sinne von Psalm 126: „Die mit Tränen säen, werden mit Jubel ernten.“*

**Frauenverstehrer:** *Wenn darunter – wie üblich – ein Männertyp verstanden wird, der bei Frauen gut ankommt, scheidet ich sicher aus, nicht aber, wenn es darum geht, sich zu bemühen, sowohl Männer als auch Frauen tiefgründiger zu verstehen.*

**Bischofsfahrer:** *Auf kleineren Touren fahre ich mich selbst, und das immer noch ganz gern; ansonsten aber werde ich zu den meisten dienstlichen Anlässen durch jemand anderen gefahren und kann so unterwegs auch noch manches lesen oder erarbeiten.*

**Entscheider:** *Das gehört zu meinen Aufgaben, fällt mir nicht immer leicht und scheidet manchmal die Geister.*

**Partylöwe:** *Eher nehme ich Empfänge als dienstliche Verpflichtung und mögliche Kommunikationsform wahr, als dort nur irgendwie – so legt es jedenfalls der Begriff nahe – etwa glänzen zu wollen.*

**Leihopa:** *Ich bin zwar schon seit einigen Jahren dreifacher Urgroßonkel, habe aber in Kleinkindbetreuung keine Erfahrung und würde mich auch wohl kaum noch dafür eignen.*

**Alleinunterhalter:** *In der Regel überlege ich mir vorher, was ich sagen will, und rede dann kurz und knapp, kann aber auch längere Vorlesungen halten und ergiebig aus meinem Leben erzählen oder einfach nur anderen zuhören, nicht jedoch arroganten Selbstdarstellern oder penetranten Besserwissern.*

**Prophet:** *Ich kann zwar nicht künftige Entwicklungen voraussagen und mich auf direkte göttliche Offenbarungen berufen, versuche aber die Zeichen der Zeit zu deuten und andere Menschen – Christen wie Nichtchristen – im Lichte der Botschaft Jesu Christi entsprechend zu ermutigen oder zu warnen.*



# Couragiert in die Zukunft

Rede beim Festakt „25 Jahre Bistum Magdeburg“  
am 31. August 2019

Als 1989 die innerdeutsche Mauer fiel und die Grenzen sich öffneten, trugen manche Christen voller Staunen Psalm 126 auf den Lippen, in dem es heißt: „Da waren wir alle wie Träumende. Da war unser Mund voll Lachen und unsere Zunge voll Jubel. Da sagte man unter den anderen Völkern: ‚Der Herr hat an ihnen Großes getan‘“. Schon bald erschien vielen die errungene oder geschenkte Freiheit jedoch „grauer als der Traum von ihr“. Das Leben in einer freiheitlichen Gesellschaft – so erfuhr man – birgt viele Risiken in sich, ist anstrengend und erfordert immer wieder Mut und Elan. Freiheit muss gestaltet werden. Dazu gehört auch, nicht alles von anderen zu erwarten, von einem Obrigkeits- und Versorgungsstaat oder auch einer sogenannten Amtskirche, sondern selbst Verantwortung zu übernehmen. Schließlich sind wir nicht nur von etwas befreit worden, sondern auch für etwas.



Nuntius Erzbischof Nikola Eterovic, Bischof Gerhard Feige, Landtagspräsidentin Gabriele Brakebusch, DBK-Vorsitzender Kardinal Reinhard Marx und Landesbischöfin Ilse Junkermann

Nachdem Magdeburg 1994 ein eigenes Bistum geworden war und viele katholische Christen sich vor- und nachher schon in vielfältiger Weise couragiert und kreativ auf die neuen Verhältnisse eingelassen hatten, wurde einige Jahre später in einem sogenannten „Pastoralen Zukunftsgespräch“ noch tiefer darüber nachgedacht, worin unsere besondere Sendung hier in dieser Region bestehen könnte. Dabei entwickelte man ein Leitbild, dessen Botschaft lautet: „Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern die allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. (...) Deshalb nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft.“

Diese Überzeugung teilen viele in unserem Bistum auch weiterhin. Aufgrund demografischer und anderer Entwicklungen haben sich unsere Voraussetzungen dafür jedoch verschärft. So sind wir zwar vielfältiger, aber auch weniger und im Durchschnitt älter geworden. Der Statistik nach sollen inzwischen etwa 12% Ausländer aus über 100 Nationen und etwa ebenso viele Bürger aus den sogenannten alten Bundesländern unter uns sein. Andererseits ist es in unserer Umgebung noch „normaler“ geworden, keiner Kirche oder anderen Religion anzugehören. Man muss das nicht rechtfertigen. Es ist gesellschaftlich legitimiert. Zudem spielen wir auch, was die wirtschaftlichen und personellen Voraussetzungen



Kardinal Reinhard Marx mit einer launigen Festrede



Ilse Junkermann an ihrem letzten Arbeitstag als Landesbischöfin der EKM

betrifft, gewissermaßen in einer anderen „Liga“ als die meisten deutschen Bistümer. Insgesamt müssen wir also schon jetzt mit Bedingungen zurechtkommen, die anderswo vielleicht noch in der Zukunft liegen. Da kommt es ganz entscheidend darauf an, mit welcher Grundhaltung wir leben. Verstehen wir uns als Nachlassverwalter oder Wegbereiter? Kreisen wir mehr um uns selbst oder versuchen wir tatsächlich, Kirche für andere zu sein? Beklagen wir nur manche Zumutungen oder nehmen wir sie vielleicht sogar als Herausforderungen Gottes an? In unseren Zukunftsbildern – vor einigen Jahren formuliert – heißt es jedenfalls: „Wir sind Gottes Zeugen hier und heute. Als schöpferische Minderheit setzen wir in ökumenischem Geist seinen Auftrag um: in unseren Pfarreien, in Gemeinden, Gemeinschaften und Einrichtungen, in Kooperationen mit Partnern in der Gesellschaft.“ Und das ist nicht nur Theorie. Immer wieder kann ich nur staunen, wie begnadet und kreativ auch eine „kleine Herde“ von gläubigen Christen sein kann: in geistlichen und katechetischen Belangen, im Erziehungs- wie im Bildungsbereich, kulturell und politisch oder in der Sorge um Notleidende und Bedürftige, Benachteiligte und Ausgegrenzte.

Deshalb bin ich zuversichtlich, dass – auch wenn die äußere Gestalt von Kirche sich noch dramatischer verändern wird als bisher – wir auch wei-

terhin Möglichkeiten finden, vielfältig und lebendig Kirche zu sein. Zugleich bin ich dankbar, dass so viele bereit sind, sich mutig und beherzt auf Neues einzulassen. Ich würde mich freuen, wenn es noch mehr gäbe, die Ideale haben und weniger Ansprüche stellen, selbstlos Verantwortung übernehmen und sich mit ihren Fähigkeiten einbringen. Wir haben nicht die Illusion, wenn man nur wolle, könne man alles erreichen, oder dass Kirche immer so sein muss, wie sie jahrzehntelang bei uns war. Zum einen ist sie nicht nur unser Werk, sondern von Gott in die Welt gesetzt, zum anderen kann sie – wie ihre zweitausendjährige Geschichte und ihr heutiger weltweiter Zustand zeigen – auch unter schwierigsten Umständen Wurzeln schlagen, sich entfalten und ihrer Sendung gerecht werden. Entscheidend ist aber, dass möglichst viele Getaufte und Gefirmte begreifen, eine eigene Berufung zu haben und selbst Kirche zu sein.

Wie könnte eine Vision für uns aussehen? Bischof Leo hat dazu einmal folgende Antwort gegeben: „Eine Vision, die etwas vor sich sieht, zeigt Wege auf, macht Mut und lässt hoffen. Sie sieht im Gegenwärtigen, was zukunftsfähig ist, und lässt, was keine Zukunft hat, hinter sich. Eine Vision überspringt also nicht einfach die Realität, was einer Utopie gleich käme, sondern sucht in der Gegenwart nach der Zukunft, ist aber als Zukunft auch immer etwas, das uns neu geschenkt wird.“ Insofern gilt ebenfalls, was ein anderer so ausgedrückt hat: „Visionen ohne Sinn für die Realitäten werden militant. Realitätssinn ohne Visionen wird kraftlos. Im Handeln schlägt sich dies nieder in der Balance aus Zivilcourage und Kompromiss.“ Und so gehen wir von unseren konkreten Umständen und Erfahrungen aus und denken darüber nach, wo und wie die Zukunft schon begonnen hat, was man weiterentwickeln könnte und müsste und auf welche Weise.

Dazu gehört z.B.: die Pfarreien noch stärker als großräumige Netzwerke zu verstehen und mehr Gläubige an der Leitung zu beteiligen. Auf jeden Fall wird Kirche nicht mehr nur da existieren, wo ein Priester zur Verfügung steht und sie organisiert, sondern auch und vor allem da, wo „ganz normale“ Christen selbst dafür einstehen und sie gestalten. Hauptberuflichen wird es dann wesentlich zukommen, diese zu ermutigen und zu begleiten. Zukunftsweisend ist zudem, daraus Folgerungen zu ziehen, dass Kirche sich nicht nur in den Pfarreien und Gemeinden ereignen kann, sondern auch an anderen Orten und über die bisher schon üblichen Formen hinaus, ja überall da, wo Menschen mit Gott in Berührung

kommen. Vor allem aber müsste – was die Erfurter Dogmatikerin Julia Knop betont – die „Kirche der Zukunft“, wenn sie ihrer Bestimmung als Zeichen und Werkzeug der Verbundenheit der Menschen untereinander und mit Gott (LG 1) und damit der Herausforderung, über sich selbst hinauszudeuten, gerecht werden will, „eine diakonische Kirche“ sein. Immer sollte es uns dementsprechend darum gehen, den Menschen so zu begegnen, dass sie durch uns mit dem Geheimnis Gottes in Berührung kommen können, ohne dabei vereinnahmt zu werden. Schon jetzt gibt es viele Beispiele, dass wir uns dabei nicht nur als Lernende und Befragte erfahren, sondern auch als Beschenkte. Das aber sollte uns Mut machen, unsere Situation gläubig anzunehmen und konstruktiv auf sie einzugehen. Wir sind nicht von Gott verlassen, er wirkt jedoch oftmals ganz anders, als wir uns das vorstellen oder von ihm erwarten.

Als Bistum Magdeburg sind wir nicht „der Nabel der Welt“, aber auch nicht nur ein „Anhängsel“ der katholischen Kirche in Deutschland. Sicher erscheinen wir in vielem anders als andere: vielleicht nicht so traditionsbezogen, folkloristisch und trachtenreich, sondern eher nüchterner und ernsthafter oder auch ökumenischer. Damit sind wir aber nicht weniger katholisch. Keine Ortskirche kann und darf sich selbst genügen, wenn sie nicht ins Abseits geraten will. Das betrifft nicht nur ihr Selbstverständnis und ihre Kontaktpflege, sondern meint auch ihre Verantwortung und Bereitschaft, anderen Bistümern zu Hilfe zu kommen und sie bei der Verwirklichung der gemeinsamen Sendung zu unterstützen. Wir leben schon von solcher Solidarität und sind dankbar dafür, wüssten uns aber ein noch größeres Interesse für unsere besonderen Herausforderungen. Zugleich hoffen wir, mit unseren Erfahrungen und unserem Glaubenszeugnis auch andere Ortskirchen anregen und bereichern zu können.

# Im selben Boot

Grußwort zur Einführung von Landesbischof Friedrich Kramer  
am 6. September 2019 in Magdeburg

Verehrte und liebe Brüder und Schwestern im geistlichen Dienst,  
sehr geehrte Herren Ministerpräsidenten,  
verehrter und lieber Bruder Kramer,  
liebe Schwestern und Brüder,

„wir sind keine Kirche im Tiefflug und wir befinden uns auch nicht in einer Krise“, so haben Sie, lieber Bruder Kramer, nach Ihrer Wahl in das Amt des Landesbischofs der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland gesagt. „Von einer Krise müssten wir dann sprechen, wenn wir unserem Auftrag nicht mehr nachkämen, die gute Botschaft von Gottes Liebe zu verkünden. Nur weil wir weniger werden, steht doch diese grandiose Botschaft nicht in Frage.“ Danke für diese ermutigende Positionierung! Zugleich nehmen wir durchaus wahr, dass sich das Erscheinungsbild unserer Kirchen dramatisch verändert. Das aber bedeutet nicht unbedingt ihren Untergang. Kirche ist nicht an bestimmte Verhältnisse gebunden; sie kann überall – auch unter schwierigsten Umständen – Wurzeln schlagen, sich entfalten und ihrer Sendung gerecht werden, ja, sie muss sich sogar verändern und immer wieder erneuern, um lebendig zu bleiben und nicht als Museum zu enden. Dabei sind Kirche – richtig



Der neue Landesbischof Friedrich Kramer segnet Bischof Gerhard Feige



Bischof Dr. Ulrich Neymeyr aus Erfurt und der Magdeburger Bischof Dr. Gerhard Feige begrüßen den neuen Landesbischof der EKD, Friedrich Kramer

verstanden – nicht irgendwelche Amtsinhaber, sondern alle Christen. Keine und keiner der Getauften kann sich dieser Herausforderung entziehen und auf andere verweisen. Jede und jeder kann das Antlitz der Kirche verdunkeln oder ihr Leuchten verstärken. Zudem sind wir als Kirche auch ganz wesentlich – wie Karl Rahner sagt – „kein Ofen, der sich selber wärmt“, oder – wie es Heinz Zahrnt ausdrückt – „keine Thermoskanne, nach innen heiß und nach außen kalt“. Kirche ist für die Menschen da, muss bei ihnen sein und sich für ihr ganzheitliches – das heißt leibliches und seelisches, irdisches und ewiges – Heil engagieren.

Sich dieser doppelten Ausrichtung auf Gott und Menschen bewusst zu bleiben und nicht einseitig nur humanistisch oder nur religiös zu sein, macht das Proprium von Kirche aus. Mehr denn je bedarf es dazu wirklich überzeugter und begeisterter Christen, denn „nur wer brennt, entflammt auch andere“.

In dieser Beziehung sitzen wir als evangelische und katholische Christen gleichsam „im selben Boot“. Diese Erfahrung mache ich jedenfalls bei vielen ökumenischen Begegnungen in unserer Region. Haben wir uns früher über zwischenkirchliche Themen unterhalten, geht es jetzt zumeist recht existentiell um die gesellschaftliche Situation, in der wir uns befinden. Viele unserer Mitbürgerinnen und Mitbürger können ja mit dem christlichen Glauben in seiner kirchlich vermittelten Form – egal, ob katholisch oder evangelisch – überhaupt nichts mehr anfangen. Hier

sind wir als Christen gemeinsam dazu herausgefordert, das Evangelium Jesu Christi neu – wie es der emeritierte Erfurter Bischof Joachim Wanke formuliert hat – „auf Mitteldeutsch zu buchstabieren“ und die Gegenwart des lebendigen Gottes kreativ und menschenfreundlich zu bezeugen.

Dabei bedarf es auch gerade angesichts mancher polarisierender und menschenverachtender Entwicklungen einer Kultur der Aufmerksamkeit und Solidarität, der Barmherzigkeit und der Liebe. Ich bin dankbar, dass wir als Christen da an einem Strang ziehen und uns vielfältig dafür einsetzen, Gräben und Barrieren zu überwinden und zur Versöhnung beizutragen.

Im Zusammenhang mit dem 500. Reformationsjubiläum haben wir auch immer wieder erfahren, wie geistlich nah wir uns als evangelische und katholische Christen sind. Begegnungen und Gespräche, Gottesdienste und Gebete, Pilgerreisen und andere gemeinsame Aktionen haben ein Vertrauen wachsen lassen, das eine wichtige Grundlage für alle weiteren Bemühungen bildet. Besonders eindrucksvoll war dabei unsere Aktion „Mit Luther zum Papst“, bei der im Jahr 2016 etwa 1000 zumeist junge Christen sich mit den leitenden Geistlichen unserer Kirchen auf den Weg nach Rom begeben haben. 2020 soll erneut ein solches Unternehmen starten.



Bischöfe Kramer und Feige beim Weihnachtssingen in der MDCC-Arena

Voller Dankbarkeit schaue ich auf die bereits jahrzehntelange erfreuliche ökumenische Entwicklung und das partnerschaftliche Miteinander zwischen evangelischer und katholischer Kirche in unserer Region. Dazu haben Sie, lieber Bruder Kramer, bislang auch schon als Akademiedirektor konstruktiv beigetragen. Darum bin ich mir ziemlich sicher, dass sich unsere Beziehungen auch weiterhin recht fruchtbar gestalten werden.

Lieber Bruder Kramer, für Ihren künftigen Dienst wünsche ich Ihnen – auch im Namen meines Erfurter Mitbruders, Bischof Dr. Ulrich Neymeyr, der Sie vorhin schon persönlich gesegnet hat, und im Namen aller katholischen Christen der Bistümer Erfurt und Magdeburg – viel Kraft und Elan sowie Freude und Zuversicht. Mögen Sie in Ihrem Dienst von Gott reich gesegnet sein und vielen selbst zum Segen werden.

## Ungewohnte Gotteserfahrungen

Predigt zum Auftakt der Pastorale am 19. September 2019

### 1.

Wer rechnet ernsthaft damit, in seinem Leben Gott zu begegnen? Und in welcher Form oder Gestalt sollte das sein? In Naturgewalten oder wundersamen Erscheinungen? Schrecken und Furcht auslösend oder Herz und Gemüt erhebend? Für die Generation meiner Großeltern und Eltern war klar: Gott erfahren wir nicht unbedingt ganz direkt, sondern vermittelt vor allem im Gottesdienst und beim Gebet, in seinem Wort und in den Sakramenten, in heiligen Räumen und bei Wallfahrten, in der Gemeinschaft der Gläubigen, ja überall da, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind. Davon lebten viele der Getauften von der Wiege bis zur Bahre. Und das Kirchenjahr mit seinen Festen und Ritualen bildete dazu einen tragenden Rahmen.

Natürlich ist das alles auch heute noch gültig. Nach wie vor ist für zahlreiche Gläubige das kirchliche Leben mit all seinen Vollzügen ein Ort ihrer Gottesbegegnung. Zugleich aber verändert sich das Verhältnis dazu mit einer rasanten Geschwindigkeit. Was bisher üblich war, wird keinesfalls noch von allen fraglos mitgetragen. „Der Sinn für das Katholische schwindet“ (Hans-Joachim Sander), und zwar inner- wie außerkirchlich. In Mitteldeutschland erleben wir das allein schon dadurch, dass wir seit



Die Bischöfe der ostdeutschen Bistümer und Kardinal Anders Arborelius aus Stockholm in Konzelebration

Generationen eine religiöse Minderheit und die meisten unserer Mitmenschen inzwischen konfessionslos sind. Die politische Relevanz und der gesellschaftliche Einfluss der Kirchen sind längst zurückgegangen; in moralischen und religiösen Fragen wird uns Christen keine Deutungshoheit mehr zugestanden, und dies umso weniger, seitdem das Ausmaß des sexuellen Missbrauchs ans Licht kam.

Innerhalb der Kirche leiden viele Gläubige darunter, dass das, was sie vielleicht jahrzehntelang getragen hat, immer brüchiger wird. Eltern und Großeltern machen sich Sorgen um ihre Kinder und Enkel, wenn diese oftmals gar nichts mehr damit anfangen können. Und dabei fällt es ihnen selbst schwer, den Glauben, der ihnen als Kindern und Jugendlichen nahegebracht wurde, so in die heutige Zeit zu „übersetzen“, dass sie daraus Kraft für ihr Leben schöpfen – geschweige denn, dass sie anderen davon etwas vermitteln könnten.

## 2.

Zweifellos befinden wir uns als Kirche in einer Krise. Das ist schmerzhaft. Das macht Angst. Da gibt es nichts zu beschönigen. Verbindet sich damit nicht aber auch eine Chance, eine Gelegenheit zur Reinigung, eine Herausforderung zum Umdenken und zur Vertiefung des Glaubens? Haben wir von Gott bislang vielleicht viel zu klein und viel zu eng gedacht, mit sehr menschlichen Bildern und Vorstellungen? Ist er für manche nicht immer noch ein Vertragspartner für Tauschgeschäfte,

der nie „nein“ sagen dürfe und nur dazu da sei, ihre Gebete zu erhören, oder aber eine Art „himmlischer Polizist“ und „Kinderschreck“, der für Ordnung in der Welt zu sorgen hat, ein „Big brother“, eine moralische Überwachungsinstanz, die alles sieht und alles weiß? An so einen Gott können inzwischen viele nicht mehr glauben. Ja, das Wort „Gott“ ist – wie Martin Buber schreibt – „das beladenste aller Menschenworte. Keines ist so besudelt, so zerfetzt worden ... Die Geschlechter der Menschen haben die Last ihres geängstigten Lebens auf dieses Wort gewälzt und es zu Boden gedrückt; es liegt im Staub und trägt ihrer aller Last ... Wie gut lässt es sich verstehen, dass manche vorschlagen, eine Zeit über ‚die letzten Dinge‘ zu schweigen, damit die missbrauchten Worte erlöst werden! Aber so sind sie nicht zu erlösen. Wir können das Wort ‚Gott‘ nicht reinwaschen, und wir können es nicht ganzmachen; aber wir können es, befleckt und zerfetzt wie es ist, vom Boden erheben und aufrichten über einer Stunde großer Sorge“.

Dabei sollte uns auch bewusst sein, dass wir aus eigener Kraft letztlich nicht an Gott herankommen. Er ist und bleibt ein Geheimnis und oftmals ganz anders, als wir uns ihn vorstellen können. Davon sprechen auch die Texte der Heiligen Schrift, die wir vorhin gehört haben. Abraham erfährt Gott in der Gestalt dreier Fremder, die in der Hitze des Tages seine Gastfreundschaft benötigen (Gen 18,1-10a). Und ganz ähnlich widerfährt es der Frau am Jakobsbrunnen (Joh 4,5-26.39-42). In der Mittagshitze steht plötzlich ein Fremder vor ihr, der sie um Wasser bittet. Ein jüdischer Mann spricht eine samaritanische Frau an. Das ist unerhört, sogar skandalös! In beiden Geschichten kommt Gott als Bedürftiger. Er kommt auch völlig überraschend, so dass er zunächst überhaupt nicht erkannt wird. Doch beide Geschichten werden zu einer „Begegnung mit Folgen“ (Martin Löwenstein). Abraham wird verheißen, dass sich seine tiefste Sehnsucht erfüllt: seine Frau Sara wird ihm einen Sohn gebären. Und die Frau am Jakobsbrunnen kommt Schritt für Schritt mit der Wahrheit ihres Lebens in Kontakt und erkennt in dem Fremden schließlich den Messias, den Retter der Welt.

Gott kann sich uns also in einer Weise zeigen, mit der wir nicht rechnen, und in Situationen, in denen wir ihn nicht im Geringsten vermuten würden. Überall besteht diese Möglichkeit, auch mitten in unserer forciert säkularen und angeblich religionsresistenten Umgebung. Selbst diejenigen, die sich vielleicht als „gottlos glücklich“ verstehen und nichts

vermissen, können für uns zu Anknüpfungspunkten und Offenbarungsmöglichkeiten Gottes werden. Sein Geist weht, wo er will. „Während“ – so formuliert es Thomas Halik darüber hinaus – „die uns bekannte Gestalt des Christentums ... erlischt, kommt vielleicht Jesus in der Gestalt eines Fremden, unbekanntem Wanderers, in der Gestalt von denen, die Wunden tragen.“ Und verwundet sind viele, seelisch und körperlich: durch Krankheiten und andere Nöte, durch Brüche in ihrer Biographie und ihren Beziehungen, durch Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit, durch Hass und Hetze. Überall gibt es Menschen, die nicht nur dahinvegetieren wollen, sondern sich danach sehnen, mehr Sinn zu erfahren und erfüllter zu leben.

### 3.

Diese Menschen haben uns etwas zu sagen. In ihnen kann uns sogar Gott etwas mitteilen. Von ihnen lernen wir auch, unseren Auftrag als Kirche besser zu verstehen – denn zu ihnen sind wir gesandt. Deshalb bedarf es erst einmal unserer Bereitschaft, aufmerksam darauf zu lauschen, was unsere Zeitgenossen und Mitbürger wirklich bewegt. Wir müssen erfahren, wo sie stehen und was sie brauchen, was ihre Sehnsucht ist und wo sie sich als gefährdet erleben.

Jesus zeigt uns, wie eine solche Zuwendung aussehen kann: Er ist nicht „von oben herab“ auf andere zugegangen; er hat sie weder belehrt noch verurteilt. Mit der Intuition der Liebe hat er gespürt, wo ihre Wunden sind, wo sie der Heilung an Leib und Seele bedürfen. Er ist ihnen so begegnet, dass darin Entscheidendes für sie geschehen konnte – ohne sie zu vereinnahmen. In seiner Nachfolge sind auch wir dazu berufen und gesandt, unseren Mitmenschen so zu begegnen, dass sie durch uns mit dem Geheimnis Gottes in Berührung kommen. Nicht die Absicht, jemanden möglichst bald taufen oder „verkirchlichen“ zu wollen, sollte bestimmend sein. Nur so können wir Erfahrungen vom Reich Gottes ermöglichen, das weit über die Grenzen der Kirche hinausreicht.

Wie kann das konkret aussehen? So manches geschieht ja längst. Wenn ich auf unsere ostdeutschen Bistümer schaue, denke ich z.B. an die Begleitung verschiedener Lebenswenden, an die Suchenden-Pastoral, an Segnungen für Einzelne in bestimmten Situationen. Ich denke aber auch an das Engagement so vieler für Flüchtlinge und Migranten, in der Hos-

pizarbeit, in der Begleitung einsamer und kranker Mitbürger. Ich denke an nachbarschaftliche Begegnungen und an den Einsatz für Menschenwürde und gegen Extremismus. Vieles ist uns heute, am ersten Tag der „pastorale!“ schon vor Augen geführt worden, und auch in den nächsten Tagen wird Gelegenheit sein, voneinander zu hören, sich auszutauschen und einander zu stärken. Ich wünsche uns allen, dass wir dabei die Erfahrung machen, von der Papst Franziskus schreibt: „Jedes Mal, wenn wir versuchen, zur Quelle zurückzukehren und die ursprüngliche Frische des Evangeliums wiederzugewinnen, tauchen neue Wege, kreative Methoden, andere Ausdrucksformen, aussagekräftigere Zeichen und Worte, reich an neuer Bedeutung für die Welt von heute auf“ (EG 11).

Der Prophet Elija – so wird im 1. Buch der Könige (19,11-13) erzählt – hat Gott nicht, wie vielleicht zu erwarten, im Sturm, im Erdbeben oder im Feuer erfahren, sondern in einem sanften, leisen Säuseln. Seien wir aufmerksam, ob Gott nicht auch heutzutage ähnlich überraschend auf ungewohnte oder sogar provokante Weise als Gast in unser Leben treten will. Lassen wir uns darauf ein, ihm auch in denen begegnen zu können, unter denen wir ihn zunächst überhaupt nicht vermuten. Wir werden uns dabei sehr wahrscheinlich nicht nur als Angefragte und Lernende erfahren, sondern vor allem auch als reich Beschenkte. Das aber sollte uns Mut machen, unsere Situation gläubig anzunehmen. Wir sind nicht von Gott verlassen, er wirkt jedoch oftmals ganz anders, als wir uns das vorstellen oder von ihm erwarten.



Bischof Feige im Gespräch mit dem pastorale! Mitorganisator, Guido Erbrich

# Zusammen leben – zusammen wachsen

Predigt zur Eröffnung der Interkulturellen Woche in Halle  
am 22. September 2019

1.

„Integration ist ein vielschichtiger und wechselseitiger Prozess.“ So haben es die deutschen Bischöfe bereits vor fünfzehn Jahren formuliert und erklären weiter: „Er fordert Zuwanderer und Aufnahmegesellschaft heraus. Beide müssen sich in unterschiedlicher Weise in neuen Situationen zurechtfinden. ... Die Mehrheitsgesellschaft muss <dabei> die mitgebrachten Werte und Prägungen der Zuwanderer – soweit diese mit den Grundwerten unserer Verfassung vereinbar sind – respektieren. Die Zuwanderer ihrerseits sind gehalten, den Traditionen der Mehrheitsgesellschaft mit Verständnis und Wertschätzung zu begegnen. So verstandene Integration strebt ein Zusammenleben in Vielfalt an. Sie richtet sich sowohl gegen den Gedanken einer einseitigen Anpassung der Zuwanderer ... als auch gegen die Entstehung abgeschlossener ‚Parallelgesellschaften‘. Ein gedeihliches Miteinander, kein gleichgültiges Nebeneinander, ist das Ziel.“ Diese Sätze spiegeln die Herausforderung wider, vor der unsere Gesellschaft derzeit noch viel stärker als damals gestellt ist. Menschen vieler unterschiedlicher Sprachen, Kulturen und Religionen leben bei uns zusammen.

Das war allerdings schon immer eine große Herausforderung. Nicht von ungefähr finden wir auch in der Bibel die Aufforderung Gottes, sich Fremden gegenüber genauso zuzuwenden wie den Einheimischen: „Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten und du sollst ihn lieben wie dich selbst“ (Lev 19,33f.). Offenbar wird daran erinnert, weil das auch damals nicht selbstverständlich zu sein schien. Schon immer gab es Tendenzen, sich ängstlich gegenüber Fremden abzuschotten, ihnen mit Vorurteilen zu begegnen und sie zu diskriminieren. Schon immer bestand die Gefahr, dass es dadurch zu gewaltsamen Auseinandersetzungen kommt. Heutzutage zeigt sich das am Populismus in seinen verschiedenen Schattierungen. „Nationaler Egoismus macht sich breit. Staaten und Regionen der Welt driften auseinander. ‚Das eigene Land zuerst!‘ – diese Maxime verhindert die Bereitschaft, sich für die gerechte Entwicklung

aller Gesellschaften einzusetzen und die eigenen Interessen mit dem Gebot globaler Gerechtigkeit und Solidarität in Einklang zu bringen“.

## 2.

Von einem ganz anderen Programm haben wir vorhin im Evangelium gehört. Da heißt es nicht: „Wir zuerst!“, sondern im Gegenteil: „Selig, wer den Kürzeren zieht, selig, die zu den Verlierern gehören“ (Sr. Veronica Krien). Ist das aber nicht eine zutiefst weltfremde Botschaft? Normalerweise ticken wir Menschen doch anders: geht Macht vor Recht und regiert letztlich das Geld die Welt. Wie können da die Armen, die Hungrigen, die Machtlosen, die Friedfertigen seliggepriesen sein?

In der Tat wird schon seit Jahrhunderten darum gerungen, wie diese Seligpreisungen zu verstehen sind. Spricht Jesus hier zu einer auserwählten Schar von Jüngern, denen er sozusagen das „volle Programm“ zumuten kann? Oder spricht er zum ganzen Volk, das ihm zuhört? Und wie ist diese radikale Rede dann zu verstehen? Sind das Anweisungen zum richtigen Handeln – oder ist das eher eine Empfehlung für die innere Gesinnung? Anders gesagt: Kann man mit der Bergpredigt, zu der die Seligpreisungen gehören, Politik machen, oder ist das die Träumerei von weltfremden Pazifisten, die die Realität nicht wahrhaben wollen? Schauen wir deshalb noch einmal genauer hin, was hier wirklich steht. Die Seligpreisungen sind ja der Auftakt der Bergpredigt. Und da erklingt



Christliche Vertreter unterschiedlicher Kulturen feiern gemeinsam in der Moritzkirche in Halle

zunächst: „Selig die arm sind vor Gott: denn ihnen gehört das Himmelreich“ (Mt 5, 3). Dieser Satz ist offensichtlich alles andere als eine Moralpredigt. Wenn man allerdings nur den ersten Teil nehmen würde, klingt er fast zynisch. Wie kann man die, die in einer trostlosen Lage sind, auch noch beglückwünschen? Doch dann kommt die Begründung: „Denn ihnen gehört das Himmelreich“. Der Satz ist also eine Zusage. Gott gratuliert den Armen, weil sie das Glück haben, ganz nah bei ihm zu sein. Jesus fordert nicht dazu auf, arm zu sein; er spricht denen, die in einer solchen Lage sind, zu: „Gott ist auf Eurer Seite!“ Und das gilt auch für alle anderen, die hier angesprochen sind: die Trauernden, die, die keine Gewalt anwenden, die nach Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden, die Barmherzigen, die, die reinen Herzens sind, die Friedensstifter und schließlich diejenigen, die beschimpft und verfolgt werden. Ihnen allen ist es eigen, nicht in Selbstsicherheit und Herzenshärte zu erstarren, sondern noch auf eine bessere Welt zu hoffen und sich empfindsam, tatkräftig und zuversichtlich dafür einzusetzen. Mit dieser Zusage wird auch klar, wie sich Gott das gelingende Leben vorstellt, ja, wie er sich unser menschliches Zusammenleben vorstellt. Er



Bischof Dr. Gerhard Feige zur Eröffnung der Interkulturellen Woche in Halle

befreit uns von der Not, nur unsere eigenen Interessen durchzusetzen. Er befreit uns von der Angst, unsere Identität zu verlieren, wenn wir uns auf Fremde einlassen. Sein Traum ist es, dass wir Menschen uns bei ihm so geborgen wissen, dass wir liebevoll und barmherzig miteinander umgehen können, dass wir imstande sind, Frieden zu stiften, Leid und Trauer mitzutragen und daran zu arbeiten, ihre Ursachen zu überwinden.

Dieser Traum Gottes vom gelingenden Leben soll auch nicht irgendwann einmal Wirklichkeit werden, sondern jetzt schon. Mit den Seligpreisungen stellt uns Jesus vor Augen, dass dieser Traum als ein Keim des Reiches Gottes mitten in unserer Welt bereits wirksam ist. Es wirkt in Menschen, die sich leidenschaftlich für Frieden und Gerechtigkeit einsetzen. Es wirkt in Menschen, denen die Zusage Gottes so viel Kraft schenkt, dass sie anderen auch im Konfliktfall gewaltfrei und friedvoll begegnen können. Es wirkt in Menschen, die zu selbstloser Liebe fähig sind.

### 3.

Ja, in unserer Welt, in der alles immer mehr mit allem verflochten ist, wird der Egoismus uns nicht weiterhelfen. „Wir müssen den Mut haben zu sagen, dass es wahre Selbstlosigkeit gibt und dass jeder sie kultivieren kann“ (Matthieu Ricard). Das ist noch mehr als Freundlichkeit. Es bedeutet, in einem anderen Menschen den Bruder oder die Schwester zu sehen, denen eine unbedingte Würde zukommt, unabhängig von Herkunft, Kultur oder Religion. Es bedeutet, mit diesem Bruder und mit dieser Schwester dann auch wirklich zusammen leben zu wollen. Es bedeutet, sich für die Grundrechte dieses Bruders und dieser Schwester einzusetzen. Eine solche Haltung muss eingeübt werden, und zwar vor Ort, in der Nachbarschaft, in direkten Begegnungen. Die Interkulturelle Woche leistet dazu einen wertvollen Beitrag. Sie regt dazu an, konkret miteinander in den Dialog zu treten, Freud und Leid zu teilen und gemeinsam nach Wegen zu suchen, wie wir in einer pluralistischen und demokratischen Gesellschaft sinnvoll zusammenleben können. „Der Mut zur Andersheit“ – so sagt Papst Franziskus – „ist die Seele dieses Dialogs“. Gemeinsame Themen und Projekte können dabei helfen, Vorurteile und Ängste abzubauen und den eigenen Horizont zu weiten. Und so kann geschehen, was ebenfalls zum Motto der Interkulturellen Woche gehört, dass wir zusammen wachsen: wachsen, indem wir uns eine Welt eröffnen lassen, die wir vorher nicht kannten, wachsen, indem wir spüren, es nimmt uns nichts von unserer eigenen Identität, wenn wir uns auf Fremdes einlassen; im Gegenteil, es bereichert und stärkt uns. Letztlich bedeutet „wachsen“ für uns Christen immer, „in der Liebe zu wachsen“. Dazu gehört auch, das Leid so vieler im Mittelmeer nicht einfach zu ignorieren oder zu bagatellisieren, sondern sich davon anrühren zu lassen und sich für politische Lösungen wie humanitäre Hilfsmöglichkeiten einzusetzen. Die Schweigeminute beim morgigen Marktfest soll dafür ein Zeichen sein.

Liebe Schwestern und Brüder, „lassen wir uns nicht anstecken von einer Kultur der Angst!“ Trauen wir der Zusage Gottes, dass er auf unserer aller Seite ist. Er ist ja der Schöpfer von allem und allen. Sein Traum ist es, dass wir als Brüder und Schwestern zusammen leben. „Vor allem“ können – woran Papst Franziskus erinnert – „die Religionen ... nicht auf die dringende Aufgabe verzichten, Brücken zwischen Völkern und Kulturen zu bauen. Die Zeit ist gekommen, dass die Religionen sich aktiver, mutig, kühn und aufrichtig, dafür einsetzen, der Menschheitsfamilie zu helfen, ihre Fähigkeit zur Versöhnung, ihre Vision der Hoffnung und konkrete Wege zum Frieden weiterzuentwickeln“. Denn, so der Papst weiter: „Es gibt keine Alternative: Entweder wir bauen die Zukunft gemeinsam oder es gibt keine Zukunft“. Deshalb sehen wir uns als Kirchen mit allen im Bunde, denen es nicht gleichgültig ist, wie sich die Welt entwickelt. Wir wollen gemeinsam dafür eintreten, dass das „Leben in Fülle“, das allen Menschen zugesagt ist, Wirklichkeit wird.

## **Leitvorstellungen, Reformschritte und andere Wagnisse**

Zur Entwicklung des Bistums Magdeburg seit 2004  
Unter dem Titel „Schöpferische Minderheit. Das Bistum Magdeburg will Strukturreformen nicht ohne missionarischen Aufbruch“, in: Herder Korrespondenz Spezial: Letzter Aufruf. Pastoral unter neuen Bedingungen, Freiburg i. Br. 2019

*Als Bistum Magdeburg finden wir uns heutzutage in folgenden Rahmenbedingungen vor: Mit einem Territorium von 23.000 km<sup>2</sup> sind wir in Deutschland flächenmäßig das viertgrößte der 27 Bistümer, mit etwa 80.000 Katholiken der Gläubigenzahl nach jedoch das zweitkleinste. Während in unseren beiden größeren Städten Magdeburg und Halle jeweils etwa 10.000 Katholiken auf ungefähr 230.000 Einwohner kommen, gibt es im Bistum Gegenden, die mit etwa 30 Einwohnern pro km<sup>2</sup> nach europäischer Norm sogar als „unbesiedelt“ gelten. Eine unserer wesentlichen Herausforderungen besteht also darin, dass relativ wenige Katholiken über ein weites Gebiet verteilt sind und in der Gesamtbevölkerung nur etwa 3,4 % ausmachen; 14,6 % sind evangelisch, und mehr als 80 % gelten als religions- oder kirchenfern. Statistisch ermittelt sind unter uns Katholiken inzwischen etwa 11 % Ausländer aus*



*und 12 Ständige Diakone im aktiven Dienst haben, relativiert sich das jedoch bei der Betrachtung ihres Alters. Besser sieht es bei den etwa 50 Gemeindereferentinnen und -referenten aus. Ohne Ehrenamtliche wäre vieles schon seit Jahrzehnten nicht möglich. Nach menschlichem Ermessen wird es angesichts der gegenwärtigen Entwicklung um 2030 herum in unserem Bistum noch etwa 20 Priester im aktiven Dienst geben. Hinzu kommt, dass wir außerdem – was die Anzahl und den Einsatz von anderen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern oder die finanziellen Voraussetzungen betrifft – im Vergleich zu den west- und süddeutschen Bistümern gewissermaßen in einer anderen „Liga“ spielen. Vieles von dem, was dort noch selbstverständlich zum Standard gehört, war und ist für uns undenkbar.*

### **1. Vom „Pastoralen Zukunftsgespräch“ zur Gründung neuer Pfarreien**

Angesichts der neuen Herausforderungen, die die gesellschaftspolitischen Veränderungen nach 1989 im Osten Deutschlands mit sich gebracht hatten, kam es im Bistum Magdeburg schon von 2001 bis 2004 zu einem „Pastoralen Zukunftsgespräch“, d.h. einem möglichst breiten und intensiven Beratungsvorgang sowie ergebnisoffenen Prozess. Am 7. Februar 2004 setzte Bischof Leo Nowak die dabei gefassten Beschlüsse in Kraft.

Im Grundsatzdokument „Der Hoffnung Raum geben ...“ ist das Leitbild folgendermaßen beschrieben: „Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern die allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. Seine Botschaft verheißt den Menschen ‚das Leben in Fülle‘, auch dann, wenn die eigenen Möglichkeiten ausgeschöpft sind. Deshalb nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft.“

In fünf weiteren Dokumenten wird dann entfaltet, was das konkret für das Glaubenszeugnis, die Feier der Liturgie, das diakonische Handeln, die Ökumene und die Öffentlichkeitsarbeit bedeutet. Bemerkenswerterweise folgen erst nach diesen inhaltlichen Positionierungen zwei Dokumente, in denen es um strukturelle und personelle Konsequenzen geht. „Wir passen die überkommenen Strukturen“ – so heißt es da – „den

veränderten Gegebenheiten an und sorgen dafür, dass Strukturen und Zuständigkeiten den Aufgaben des Bistums entsprechen.“ Zudem wird betont: „Missionarische Pastoral braucht ein neues Denken, erweiterte Handlungskompetenzen und eine veränderte Kultur der Zusammenarbeit. Personalmanagement und Personalentwicklung im Bistum Magdeburg sollen die Beteiligten für den erhofften Aufbruch und die hierfür erforderliche neue Kultur der Zusammenarbeit motivieren und befähigen.“

Von den verschiedenen Anliegen des „Pastoralen Zukunftsgespräches“ wurde schon bald im Hinblick auf die Errichtung neuer Pfarreien zunächst als Übergangslösung die Bildung und Entwicklung von Gemeindeverbänden in Angriff genommen. In mehreren Schritten sollte erkundet werden, wie eine Umstrukturierung der bislang 186 Pfarreien, Pfarrvikarien und Kuratien aussehen und eingeleitet werden könnte. Dazu wurden Voten aus den Gemeinden und Dekanaten durch eine Teilprojektgruppe weiterbedacht, zu den Gemeinden zurückgekoppelt, mit ihnen besprochen und dem Bischof zur Entscheidung vorgelegt. Der daraufhin am 4. September 2005 veröffentlichte Plan sah 44 Gemeindeverbände vor. Die Gemeinden eines Verbundes – so der Wunsch und



Erinnerungen an das Pastorale Zukunftsgespräch zwischen 2001 und 2004

Auftrag – sollten nunmehr in Verbindung mit der Bistumsleitung ihre gemeinsame Zukunft planen, konkrete Vereinbarungen abschließen und – wenn sie nicht schon längst zu kooperieren begonnen hatten – damit beginnen. Gemeindeverbände kamen dann zustande, wenn dafür ein Leiter designiert war, eine abgeschlossene Vereinbarung vorlag und der Bischof diese bestätigt hatte. Personell bedeutete das, dass es in einem Gemeindeverbund von Anfang an in der Regel nur einen Pfarrer als Leiter geben sollte, bisherige weitere Pfarrer aber auf ihre Pfarrei verzichteten und zumeist in einem anderen Gemeindeverbund als

Wir nehmen die Menschen in unserer Umgebung wahr. Wir leben in Kontakt mit ihnen und versuchen daraus unser weiteres **Handeln** abzuleiten.

Wahrnehmung und **Wertschätzung** sowie Subsidiarität und Solidarität prägen die Pfarreien als regionale katholische Netzwerke.

Für die kollegiale Verantwortung in neuen **Leistungsformen** für Pfarreien gibt es verbindliche Regeln und Unterstützungsinstrumente.

Hauptberufliche sind vor allem Geistliche **Begleiterinnen**. die Leben, Handeln und Zeugnis der Menschen im Licht des Glaubens deuten helfen.

Wir wenden einen wesentlichen Teil der Ressourcen für die Arbeit mit der und für die **Nachbarschaft** auf.

Wir suchen für unseren Einsatz zu Gunsten gesellschaftlicher Anliegen externe **Partner**. Dabei soll ein Projekt die Armut in der Welt aufgreifen.

Die Eucharistie ist die zentrale Feier in der Pfarrei, zudem wird **Liturgie** vor Ort in ihrer Vielfalt gefeiert.

Kirche lebt auch an anderen, neuen **Orten** über die Pfarreien und ihre Gemeinden hinaus. Hierfür setzen wir Energie und Ressourcen ein.

Wir betreiben **Öffentlichkeitsarbeit** als einen Weg der Verkündigung. In allen Gemeinden, Gemeinschaften und Einrichtungen.

Priester und andere pastorale **Mitarbeiterinnen** konzentrieren sich auf pastorale Aufgaben.

Wir geben die **Fläche** nicht auf.

Das Leben in den Gemeinden, Gemeinschaften und Einrichtungen lässt Menschen auf ihren Glaubenswegen **wachsen**, es befähigt und ermächtigt sie zum Zeugnis.

Die Dienstleistungsfunktionen (anregen, steuern, unterstützen) des **Ordinariates** werden konsequent wahrgenommen und angewendet.

Außer an bewährten Orten in Familien, Schulen und den verschiedensten Formen der Gemeindekatechese findet **Glaubensunterweisung** zunehmend in generationenübergreifenden Kleingruppen statt, die Ehrenamtliche und/oder Hauptberufliche begleiten.

Wir sind aufmerksam für die **Charismen** und Begabungen in unseren Gemeinden und unterstützen Menschen auf ihrer Suche nach der eigenen Berufung.

## Zukunftsbilder Bistum Magdeburg 2019

Unsere Verkündigung soll die Botschaft von der Zuwendung Gottes zu allen Menschen tragen.

Unser diakonisches Handeln soll den Dienst Gottes am Leben aller Menschen erfahrbar machen.

Unsere Liturgien sollen Menschen in und außerhalb der Kirche mit dem Geheimnis Gottes in Berührung bringen.

### Wir sind Gottes Zeugen hier und heute

Als schöpferische Minderheit setzen wir in ökumenischem Geist seinen Auftrag um: In unseren Pfarreien, in Gemeinden, Gemeinschaften und Einrichtungen, in Kooperationen mit Partnern in der Gesellschaft. Wir genügen uns dabei nicht selbst, sondern geben missionarisch allen Menschen Anteil an der Hoffnung, die uns in Jesus Christus geschenkt ist.

Kooperatoren weiterwirkten. Innerhalb von drei Jahren waren über 60 Priester bereit, ihre Stelle oder ihren Status bzw. beides zu wechseln. Auch Diakone sowie Gemeindereferentinnen und -referenten mussten sich auf größere Einsatzgebiete einstellen.

Seit der Gründung der Gemeindeverbände hatten die Gremien – Gemeindeverbandsrat und Kirchenvorstand – die Aufgabe, eine Pastoralvereinbarung zu verfassen und davon ausgehend spätestens bis zum Ende des Jahres 2009 ein Immobilienkonzept zu entwickeln. In diesem sollten alle im Besitz der Pfarreien befindlichen Immobilien erfasst und bewertet sowie dafür Pflichtbaurücklagen berechnet und deren Finanzierung geplant werden. Zur Unterstützung wurde eine Arbeitshilfe zum Immobilienmanagement erstellt und Gemeindeberatung angeboten. Darüber hinaus hat sich das Bistum über Jahre an der Rücklagenbildung für die pastoral genutzten Immobilien beträchtlich beteiligt.

2010 wurden dann alle bisherigen Pfarreien und Pfarrvikarien innerhalb der Gemeindeverbände aufgehoben und 42 neue Pfarreien in der Rechtsnachfolge aller beteiligten Pfarreien und Pfarrvikarien errichtet; zwei waren schon 2009 als Modellversuch gestartet. Damit wurde auch der jeweilige Gemeindeverbandsleiter zum kanonischen Pfarrer der neuen Pfarrei. Nunmehr aber galt es, sich als Pfarrei auch mental neu zu finden und noch mehr bewusst zu machen, welche Blickwechsel dazu notwendig sind. Das wurde auf zwei Bistumsversammlungen in den Jahren 2011 und 2012 weiter überlegt, durch Arbeitsgruppen zwischenzeitlich vertieft und dann in Form sehr konkreter Anregungen den Pfarreien und Einrichtungen zur Umsetzung empfohlen. An der zweiten Bistumsversammlung nahmen sogar rund 400 Christen aus dem ganzen Bistum teil, darunter Haupt- und Ehrenamtliche aus Pfarreien und Sozial- wie auch Bildungseinrichtungen.

## **2. Zukunftsbilder**

2014 hatten sich die gesellschaftlichen und kirchlichen Rahmenbedingungen schon wieder so verändert, dass es geraten schien, sich erneut über den weiteren Weg Gedanken zu machen. Im Bistumsrat wurden daraufhin die jüngeren Entwicklungsprozesse aufgegriffen und in mögliche Zukunftsbilder weitergedacht und formuliert. Diese erfinden die Kirche nicht neu, stellen aber einen Orientierungsrahmen für das pas-

torale Handeln auf allen Ebenen dar. Darüber hinaus greifen sie weltkirchliche Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils auf. In ersten, unvollkommenen Ansätzen beschreiben sie, wie das Bistum Magdeburg in einigen Jahren aussehen könnte, und regen an, darüber ins Gespräch zu kommen, sich damit auseinanderzusetzen und das konkrete Handeln daran auszurichten.

Grundlage aller diesbezüglichen Überlegungen ist die sich am „Pastoralen Zukunftsgespräch“ orientierende Kernaussage: „Wir sind Gottes Zeugen hier und heute. Als schöpferische Minderheit setzen wir in ökumenischem Geist seinen Auftrag um: in unseren Pfarreien, in Gemeinden, Gemeinschaften



Wir sind aufmerksam für die Charismen und Begabungen in unseren Gemeinden und unterstützen Menschen auf ihrer Suche nach der eigenen Berufung.

und Einrichtungen, in Kooperationen mit Partnern in der Gesellschaft. Wir genügen uns dabei nicht selbst, sondern geben missionarisch allen Menschen Anteil an der Hoffnung, die uns in Jesus Christus geschenkt ist.“ Daraus folgen für die drei Grundfunktionen von Kirche: „Unsere Verkündigung soll die Botschaft von der Zuwendung Gottes zu allen Menschen tragen. Unser diakonisches Handeln soll den Dienst Gottes am Leben aller Menschen erfahrbar machen. Unsere Liturgien sollen Menschen in und außerhalb der Kirche mit dem Geheimnis Gottes in Berührung bringen.“ Unter anderem bedeutet das:

## 2.1. Pfarrei neu denken

Pfarreien sind noch stärker als großräumige Netzwerke zu verstehen. Geht es bei der Pfarrei vor allem darum, den rechtlich abgesicherten Rahmen offen zu halten, Kirche theologisch als „universales Heilssakrament“ zu vergegenwärtigen und sowohl Einheit als auch Vielfalt zu garantieren, sind die verschiedenen Gemeinden, Gemeinschaften, Einrichtungen, Gruppen und Initiativen eher die Orte, an denen das Evangelium besonders konkret entdeckt und gelebt wird. Dabei arbeiten alle Gruppierungen grundsätzlich mit den eigenen Kräften und selbstverantwortlich. Hilfe erfahren sie erst dann, wenn sie an ihre Grenzen stoßen (= Subsidiarität).

In ihrem Zusammenwirken bereichern die Partner sich gegenseitig und unterstützen einander und andere (= Solidarität). Angesichts der abnehmenden Zahl von Priestern müssen künftig auch noch mehr Gläubige sich selbst aktiv einbringen und gegebenenfalls sogar an der Leitung mitbeteiligen. Die Aufgabe von Hauptberuflichen liegt dann vor allem in der Ermutigung und Begleitung von Menschen, die ehrenamtlich Verantwortung übernehmen. Auf jeden Fall wird Kirche nicht mehr nur da existieren, wo ein Priester zur Verfügung steht und sie organisiert, sondern auch und vor allem da, wo „ganz normale“ Christen selbst dafür eintreten und sie gestalten, auf das Wort Gottes hören, miteinander beten und feiern sowie sich für Bedürftige einsetzen.

## 2.2. Kirche auch anderswo sehen

Kirche ist aber nicht nur die Pfarrei oder in den Gemeinden präsent, sondern auch an anderen Orten und über die bisher schon üblichen Formen hinaus lebendig, ja überall da, wo Menschen mit Gott in Berührung kommen. Dazu gehören in kirchlicher Trägerschaft z.B. Kindertages-

Kirche lebt auch an anderen, neuen **Orten** über die Pfarreien und ihre Gemeinden hinaus. Hierfür setzen wir Energie und Ressourcen ein.

stätten, Schulen und sozialkaritative Einrichtungen. Dazu gehören auch Wallfahrtsorte und Klöster sowie andere Ordensniederlassungen. Dazu gehören unsere Akademien und Bildungshäuser, aber auch verschiedene christliche Vereine und Verbände. Kirche eignet sich zudem in der Seelsorge im Krankenhaus oder im Gefängnis, bei Notfällen und anderen Beratungs- und Hilfsdiensten. Ganz selbstverständlich sind natürlich alle ökumenischen Gottesdienste und Begegnungen ein lebendiger Ausdruck von Kirche. Darüber hinaus gibt es inzwischen auch noch viele andere Gelegenheiten, an denen wir mit Menschen aus unterschiedlichen Zusammenhängen in Beziehung treten. Ich nenne hier z.B. manche Segnungen ziviler Einrichtungen, Gottesdienste bei gesellschaftlichen Anlässen, die Mitarbeit in Hospiz- oder anderen Bürgervereinen, Nikolausaktionen und Martinsfeiern. Selbst in Museen und bei Ausstellungen oder auf Weihnachtsmärkten und beim Landeserntedankfest kann Kirche auf einmal da sein.

### 2.3. Die Fläche nicht aufgeben

Klar ist, dass nicht alles versorgungsmäßig so bleiben wird, wie man es vielleicht jahrzehntelang gewohnt war, oder dass jede Kirche und Kapelle unter allen Umständen erhalten bleibt. Ernstzunehmende Gründe lassen es notwendig oder angebracht erscheinen, manche davon zu entwidmen, anders zu nutzen oder zu veräußern. Dafür gibt es auch im Bistum Magdeburg schon seit einigen Jahren mehrere Beispiele. Dennoch muss das nicht bedeuten, sich gänzlich aus der Fläche zu verabschieden.



Schließlich ist Kirche überall da, wo Christen leben und sich versammeln – auch ohne eigenen Sakralraum oder Priester, Diakon

und Gemeindereferentin. Dabei steht man in Beziehung zu anderen christlichen Gemeinden, Gemeinschaften und Einrichtungen, ereignet sich Kirche, indem man miteinander betet und feiert, indem man miteinander versucht, das Wort Gottes zu hören und für andere da zu sein. Erfreulicherweise gibt es dazu in unserem Bistum schon seit Jahrzehnten Erfahrungen mit Wort-Gottes-Feiern und zahlreiche Gläubige, die sich beauftragen lassen, solche zu leiten. Selbst wenn sich mancherorts nur wenige versammeln, ist es außerdem doch bisher immer noch möglich, dort in bestimmten Abständen die Eucharistie miteinander zu feiern. Die Fläche nicht aufzugeben, heißt darüber hinaus vor allem aber auch, als schöpferische Minderheit ein Herz für die Mitmenschen zu haben und in der jeweiligen Umgebung die Menschenfreundlichkeit Gottes erfahrbar zu machen.

### 3. Pfarreien ohne kanonischen Pfarrer

Konnte schon 2015 die erste von unseren 44 Pfarreien im Bistum Magdeburg nicht mehr mit einem kanonischen Pfarrer besetzt werden, waren es 2016 bereits vier; 2019 ist ihre Zahl inzwischen auf zehn angewachsen. Dabei gilt es zu beachten, dass – verglichen mit anderen deutschen Bistümern – zu den meisten unserer Pfarreien zwar nur relativ wenige Katholiken gehören, diese aber zum großen Teil über ein weites Gebiet verteilt sind. Der Statistik nach gab es zum 31.12.2018 nur 3 Pfarreien mit über 4.000 und 2 mit über 3.000 Mitgliedern, weiterhin 10 mit über

2.000 und 11 mit über 1.500 Mitgliedern, jedoch schon 18 mit weniger als 1.500 und 7 davon sogar mit weniger als 1.000 Mitgliedern. Dabei war im Vorfeld der Gründung von Gemeindeverbänden bzw. dann Pfarreien die Mindestzahl von 1.500 bis 2.000 Gläubigen für jede Einheit als ein Entscheidungskriterium ausgegeben worden. Angesichts der zu erwartenden weiteren Entwicklung hatte ich schon 2014 erklärt, unsere pastoralen Räume – auf absehbare Zeit jedenfalls – nicht noch einmal zu vergrößern und es bei den 44 Pfarreien zu belassen. Zudem sehen wir die Lösung unserer Probleme auch nicht einfach darin, möglicherweise ausländische Priester „anzuworben“. Das wäre ein Trugschluss und würde nur oberflächlich manche Not abwenden. Stattdessen bewegt uns schon seit vielen Jahren die Frage, wie wir die Berufung der getauften und gefirmten Christen so stärken, dass diese für das Leben in den Gemeinden und Pfarreien noch mehr Verantwortung übernehmen können. Dabei geht es nicht einfach darum, Laien als Lückenbüßer für eine pastorale Notsituation zu „rekrutieren“. Theologisch und praktisch inspirierend war für uns dabei auch die Erfahrung unseres französischen Partnerbistums Châlons en Champagne, in dem es schon seit Jahrzehnten „Pastoralteams zur Leitung von Pfarreien“ gibt. Natürlich werden wir durch notvolle Umstände unmittelbar dazu gezwungen, ähnliche Lösungen zu suchen, grundsätzlich liegen unsere Überlegungen aber auf einer Entwicklungslinie, die bereits im Zweiten Vatikanischen Konzil zum Ausdruck kommt: dass alle Gläubigen Kirche sind und diese sich nicht nur ereignet, wo ein Priester ist.

Wie aber sieht das nun bei uns konkret aus? Auf zwei Ebenen werden Mitchristen dazu gerufen und darin begleitet, noch mehr Verantwortung zu übernehmen und sich mit ihren Charismen einzubringen. Ausgangspunkt ist dabei unser Konzept: Pfarrei aus und in mehreren Gemeinden. An manchen Or-

Für die kollegiale Verantwortung in  
neuen **Leistungsformen** für  
Pfarreien gibt es verbindliche  
Regeln und  
Unterstützungsinstrumente.

ten finden sich Bezugspersonen oder Gemeinderäte, in zwei Pfarreien sind 2010 bzw. 2012 die explizit so genannten VOIK-Teams (Vor Ort lebt Kirche) entstanden. Kleine Gruppen setzen sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten dafür ein, das kirchliche Leben vor Ort anzuregen und

zu gestalten. Darüber hinaus ist 2015 erstmals nach Can. 517 § 2 CIC ein Team von fünf Personen mit der Leitung einer Pfarrei beauftragt worden. Dieses Team besteht aus den Vorsitzenden des Pfarrgemeinderats und des Kirchenvorstands, einem sogenannten Pfarreikoordinator, einer Gemeindereferentin und einem Ordenspriester, der die Rolle des geistlichen „Moderators“ übernommen hat. 2017 folgte ähnliches in einer zweiten Pfarrei. 2019 wird solches auch für weitere drei Pfarreien angestrebt. Bei den anderen fünf Pfarreien, die inzwischen keinen eigenen Pfarrer mehr haben, wurden Lösungen gesucht, die sich im Rahmen bisher üblicher Regulationsweisen bewegen.

Selbstverständlich müssen wir in Zukunft noch intensiver als bisher miteinander danach suchen, wie es weitergehen soll. Ein wichtiges Ergebnis dieses Bemühens ist schon einmal ein „Handbuch für Pfarreileitung im Team in Pfarreien ohne kanonischen Pfarrer“, das als eine Lose-Blatt-Sammlung vorliegt und ergänzt werden soll und muss, sobald weitere Fragen und Probleme auftauchen. Daneben wurde am 1. Januar 2016 auch eine „Ordnung (Richtlinie) für die Feier des Begräbnisses durch beauftragte Laien“ in Kraft gesetzt, die dafür sowohl Kriterien als auch Verfahren benennt.

Zweifellos bleibt der Weg der pastoralen und strukturellen Umgestaltung auch weiterhin schwierig, weil niemand genau weiß, auf welche Gestalt von Kirche wir zugehen. Dennoch bin ich zuversichtlich, dass wir trotz allem verantwortbare Lösungen finden, und dankbar, dass doch verhältnismäßig viele inzwischen bereit sind, sich auf Neues einzulassen.

# Osten noch immer gut vernetzt

Interview von Matthias Holluba  
Tag des Herrn vom 13. Oktober 2019

**TdH:** Herr Bischof, die pastorale ist zu Ende. Wie lautet Ihr Fazit?

**Feige:** Ich bin sehr dankbar und froh, dass diese Fachtagung und Ideenbörse auf ein so positives Echo gestoßen ist. Dazu beigetragen haben vor allem das höchst motivierte Vorbereitungsteam aus 18 Vertretern von Verbänden, Einrichtungen und Initiativen, aber auch viele Sponsoren, Unterstützer und Kooperationspartner, und besonders natürlich die zahlreichen Mitwirkenden, die mit ihren Veranstaltungsbeiträgen erhellend, anregend, niveauvoll und verständlich auf die ostdeutschen Herausforderungen für uns Christen eingegangen sind. Es war keine binnenkirchliche Nabelschau, sondern ein verantwortungsbewusstes und kreatives Nachdenken darüber, was uns der gesellschaftliche Kontext zu sagen hat, worin unsere Sendung besteht und wie wir ihr gerecht werden könnten. Und es war auch ein geistliches Geschehen. Beeindruckt haben mich zudem die unerwartet hohe Zahl von insgesamt 1300 Teilnehmern, die konstruktiven Diskussionen und die aufgeschlossene Atmosphäre.



Matthias Holluba, TdH

**TdH:** Gibt es etwas, was Sie persönlich für sich und für Ihren Dienst mitgenommen haben?

**Feige:** Einiges ist mir noch deutlicher geworden: dass zum Beispiel nicht mehr die Kirche im Zentrum unseres Denkens und Handelns stehen sollte, sondern der Mensch, und Evangelisierung bzw. Mission damit nicht Belehrung von oben herab und Magnetismus bedeutet, sondern dienstbereite Hinwendung zu den anderen und Kommunikation auf Augenhöhe. Oder: dass Glaubenswissen lange Zeit weithin fast

nur auswendig gelernt, aber nicht kritisch durchdacht und persönlich verinnerlicht wurde, heutzutage aber eine solche kirchliche Sozialisierung nicht mehr funktioniert; stattdessen gilt es, Zugänge zu erschließen, die möglichst viele verstehen und auch existentiell nachvollziehen können. Zum anderen bin ich für meinen Dienst in vielem bestärkt und ermutigt worden.

**TdH:** Glauben Sie, dass die Veranstaltung geholfen hat, dass es im Osten wieder ein größeres Zusammenrücken gibt, nachdem die Ost-Bistümer in den letzten Jahren weitgehend ihre je eigenen Wege gegangen sind?

**Feige:** Äußerlich betrachtet sind wir tatsächlich nicht mehr so verbunden wie einst und beschreiten vielfach je eigene Wege. Hinter den Kulissen – und das hat sich gezeigt – sind wir aber doch noch immer ganz gut vernetzt und uns unserer gemeinsamen regionalen Eigenheiten bewusst. Das hat nichts mit rückwärtsgewandter „Ostalgie“ zu tun, sondern ist Ausdruck dafür, dass unsere Verhältnisse mit ihren Begrenzungen und Möglichkeiten sich nach wie vor von denen in anderen Teilen Deutschlands wesentlich unterscheiden. Und darauf auch gemeinsam Antworten zu suchen, ist durchaus nicht ehrenrührig oder spalterisch. Schließlich gibt es ja auch eine eigene bayrische Bischofskonferenz. Darüber hinaus sehe ich es – selbst 30 Jahre nach dem Mauerfall oder inzwischen sogar wieder mehr – als wichtig an, unsere Erfahrungen nicht für uns zu behalten. Da bin ich meinen östlichen Amtskollegen mit langjähriger West-Biographie dankbar, dass sie dies aus ihrer eigenen Perspektive auch immer wieder in die gesamtdeutsche Bischofskonferenz einzubringen versuchen.

**TdH:** Das Interesse der West-Bistümer hielt sich ja leider in Grenzen. Warum würde es sich für den Westen lohnen, einmal genauer auf die Kirche im Osten zu gucken?

**Feige:** Soviel ich weiß, war eine direkte Einbeziehung der West-Bistümer auch nicht intendiert. Wohl aber haben Vertreter aus manchen von ihnen oder aus bundesweiten Gremien – wie dem Bonifatiuswerk oder dem Sekretariat und einer Arbeitsstelle der Deutschen Bischofskonferenz – teilgenommen. Und erfreulicherweise wurde auch in verschiedenen überregionalen kirchlichen Medien sowie bei der letzten Vollversammlung der Bischöfe in Fulda darüber informiert.

Noch mehr sich für unsere Situation zu interessieren, würde deshalb lohnen, weil manches zwar – wie es ein Soziologe zum Ausdruck brachte – historisch und lokal bedingt nur uns eigen ist und schon verschärft auftritt, bestimmte Phänomene aber – wie Säkularisierung, Individualisierung und Pluralisierung – auch in anderen Ländern und Gebieten schon ähnliche Entwicklungen ausgelöst haben.

**TdH:** In einer ersten Reaktion nach der pastorale zeigten Sie sich nicht abgeneigt von einer Wiederholung, aber die Idee müsste weiterentwickelt werden. In welche Richtung?

**Feige:** Zweifellos müsste die ökumenische Dimension noch mehr einbezogen werden, auch der Norden Deutschlands und vielleicht auch andere Regionen bzw. Gruppierungen. Zu erwägen wäre außerdem, ob man nicht ebenfalls außerkirchliche Referenten und Gesprächspartner mit ins Boot holen sollte.



# „Ich mache mir Sorgen um den Fortbestand der Demokratie“

Interview mit dem stellvertretenden Chefredakteur Michael Bock für die Volksstimme vom 5. November 2019

**VS:** Herr Bischof, bei der politischen Wende haben Sie nicht gedacht, dass sich die Lage so verändern würde, wie sie jetzt ist. Das mache Sorge und Angst, haben Sie gesagt. Wie meinen Sie das genau?

**Feige:** Die gesellschaftliche Atmosphäre hat sich gewaltig verändert. Es gab Höhen und Tiefen nach 1989. Da war zunächst die große Euphorie, jetzt die Freiheit genießen zu können. Schon bald aber kam die Erkenntnis: Die Freiheit ist grauer als der Traum von ihr. Freiheit ist anstrengend, und die Gerechtigkeit bricht nicht automatisch herein. Wir leben also in einer komplexen und komplizierten Gesellschaft, in der viele DDR-Bürger erst einmal ankommen und lernen mussten, sich zu behaupten. Es gab Gewinner der deutschen Einheit, aber auch Verlierer. Lange Zeit war ich der festen Meinung, dass sich die Demokratie bewährt, dass man sie schätzt und auch mitgestaltet. Seit einigen Jahren mache ich mir um ihren Fortbestand aber schon einige Sorgen.

**VS:** Ist das ein deutsches Phänomen?

**Feige:** Nein. Das erleben wir nicht nur in Deutschland, sondern europa- und weltweit. Persönliche und nationale Eigeninteressen sind auf einmal wichtiger als der Sinn für das Gemeinwohl, für Solidarität und Mitmenschlichkeit. Das hatte ich so nicht erwartet.

**VS:** Mit dieser Entwicklung verbunden ist der Aufstieg der Populisten. Wie beurteilen Sie diese Entwicklung?

**Feige:** Zweifellos hat die Polarisierung in der Gesellschaft zugenommen. Umgangs- und Verständigungsformen werden rauer, unverschämtes Verhalten greift immer mehr um sich. Feindbilder und Verschwörungstheorien machen die Runde. Sündenböcke werden gesucht, auf die man alles abladen kann. Um in einer solchen Atmosphäre menschliches Zusammenleben konstruktiv zu gestalten, braucht man

viel Kraft, Elan und Mut. Das geschieht nicht automatisch. Da ist auch die Zivilgesellschaft gefordert.

Vor allem aber muss sich unsere Demokratie als wehrhaft erweisen und ihre rechtlichen, sozialen und humanitären Errungenschaften zu verteidigen wissen. Der Staat ist in der Pflicht, alle seine Mittel einzusetzen, um auch weiterhin die Würde des Menschen und die Freiheit des Zusammenlebens garantieren zu können.

**VS:** Wie soll diese Wehrhaftigkeit aussehen?

**Feige:** Das staatliche Gewaltmonopol muss konsequent angewendet werden, damit die Demokratie nicht untergraben und zu Fall gebracht wird. Dazu gehört auch, Straftäter entsprechend zu verfolgen und zu bestrafen. Und da kann es nicht sein, dass manche vielleicht davonkommen, weil es zu wenig Richter gibt.

**VS:** Wie sehen Sie die Rolle der AfD?

**Feige:** Die ostdeutschen Bistümer haben eine Studie durchführen lassen, die untersuchen sollte, welche Unterschiede oder Gemeinsamkeiten es zwischen dem offiziellen Programm der AfD und den christlichen Grundsätzen gibt. Da wurden große Diskrepanzen festgestellt.

**VS:** Welche sind das?

**Feige:** Die liegen vor allem im Menschenbild. Für uns Christen ist die unteilbare Würde aller Menschen nicht verhandelbar. Dazu gehören die Absage an jede Art von Fremdenfeindlichkeit und das Bekenntnis zu Toleranz, Weltoffenheit und Solidarität.

Unser Verhältnis zur AfD wird aber nicht nur durch deren Inhalte bestimmt, sondern auch dadurch, wie diese Partei in der Gesellschaft agiert. Viele Hemmungen sind gefallen. Immer wieder kommt es zu sprachlichen Entgleisungen und Grenzverletzungen. Das vergiftet die Atmosphäre des menschlichen Zusammenlebens. Zudem werden Ängste geschürt und Vorurteile verbreitet. Bei manchen steigert sich das dann von vielleicht verständlicher Wut über persönliche Verletzungen oder Benachteiligungen zu Hass und Hetze. Und die sozialen Medien

tragen dazu bei, dass das noch verstärkt wird.

Kurios und fragwürdig finde ich auch – und das fing mit Pegida an – wenn ein sogenanntes christliches Abendland verteidigt werden soll – aber mit unchristlichen Methoden. Dabei fällt auf, dass die AfD verschiedene Gesichter hat. In manchen Regionen – wozu ich unsere nicht zähle – gibt sie sich konservativ-bürgerlich-christlich, in anderen hingegen sind die antikirchlichen Töne sehr schrill. Da wird uns vorgeworfen, wir seien Lakaien des herrschenden Systems und würden nicht die Interessen der Menschen vertreten. Andererseits beansprucht die AfD, im Namen des Volkes zu sprechen, obwohl dessen große Mehrheit nicht hinter ihr steht.

**VS:** Sie haben gesagt, auch in den Kirchen gebe es Menschen, die „populistischer denken, als es erwünscht wäre“. Wie gehen Sie mit diesen Menschen um?

**Feige:** Ich nehme so etwas sehr stark im Internet wahr oder in E-Mails. Da merke ich, wie groß inzwischen die Spannungen sind, und zwar auch in der gesamten katholischen Kirche – weltweit. Aus unseren Gemeinden selbst – ich frage immer wieder nach – höre ich nicht so viel. Ich befürchte nur, dass eine gewisse Haltung aus DDR-Zeiten noch nachwirkt und man nicht immer alles sagt. Ich vermute, dass im Untergrund auch manche sonderbaren Meinungen schwelen.

Schon immer gibt es in der Kirche verschiedene Richtungen, sowohl in Glaubens- und Lebensüberzeugungen als auch politisch. Dabei muss das Konservative nicht schlecht sein. Das Problem ist aber: Wo überschreitet der Konservatismus die Grenzen zum Autoritären, zum Radikaleren. Und da scheint es in der Bevölkerung einen Teil zu geben, der sich bewusst oder unbewusst wieder nach einem stärkeren Führer sehnt, nach Autoritäten, die angeblich eindeutig den Weg weisen und alle Probleme lösen. Offenbar fühlt man sich von den demokratischen Entscheidungsprozessen ausgeschlossen oder sogar fremdbestimmt. Dadurch wird deutlich, dass die Demokratie auch ein gefährdetes und sehr zerbrechliches Gut ist. Darum muss sie noch verständlicher gelebt werden und möglichst viele Menschen aktiv einbeziehen.

Die Entwicklung der zurückliegenden Jahre hat mir klargemacht, dass Menschen zu jeder Zeit verführbar sein können. Bis dahin war es mir

nicht verständlich, wie es im Deutschen Reich zur Machtergreifung durch die Nazis, zum Zweiten Weltkrieg und zur Vernichtung der Juden kommen konnte. Inzwischen ahne ich, dass so etwas auch heute nicht absolut unmöglich erscheint. Und das erschreckt und ängstigt mich.

**VS:** Darf ein Christ AfD-Mitglied sein?

**Feige:** Das muss jeder selbst vor seinem Gewissen entscheiden. Ich kann aber Argumente liefern. Für mich ist klar, dass auf jeden Fall die Vorstellungen des völkisch-nationalen Flügels nicht mit der Botschaft des Evangeliums vereinbar sind.

**VS:** Bei Wahlen verzweigt die politische Mitte immer mehr. Eine Gefahr für die Demokratie?

**Feige:** Die große Zahl an Wechselwählern macht mir Sorgen, kurioserweise auch von den Linken zur AfD. Natürlich muss es Vielfalt und Entwicklungen in einer Demokratie geben. Aber wenn das Ganze überhaupt nicht mehr berechenbar ist und solche irrationalen Wanderungen stattfinden, werden die Grundfesten der Demokratie in Stückchen erschüttert. Vor allem frage ich mich: Mit welchen Werten und Überzeugungen leben Menschen, wenn es ihnen so leicht fällt, von einer politischen Seite zu einer völlig anderen zu wechseln?



# „Zur Freiheit befreit“ 30 Jahre Mauerfall

Vortrag bei der Festlichen Salztafel der Halloren in Halle  
am 7. November 2019

Wer macht Geschichte? Sind es die sogenannten Großen und Machthaber dieser Welt: die Kaiser und Könige, Politiker und Militärs, Konzernchefs und Banker, Oligarchen und Mafiabosse? Oder sind es die Unruhestifter: die Kritiker und Träumer, die Idealisten und Propheten, die Widerstandskämpfer und Revolutionäre? Oder sind es ganz einfach die breiten Volksmassen? Noch grundsätzlicher gefragt: Machen wir die Geschichte oder sind wir ihr nur hilflos ausgeliefert? Bestimmen vielleicht Gestirne unser Leben oder irgendeine Vorsehung, ein göttlicher Dramaturg, der uns als Marionetten tanzen lässt? Ergibt sich Geschichte aus berechenbaren und vielleicht sogar gesetzmäßigen Prozessen, oder ist sie eher das Ergebnis blinden Zufalls? Angesichts der dramatischen Ereignisse vor 30 Jahren stellen sich diese Fragen noch konkreter. Wer hat die friedliche Revolution von 1989 gemacht? Welche Kräfte brachten die Mauer zum Einsturz? War dies nur die logische Folge einer Entwicklung, oder kam alles völlig überraschend?

Sicher haben die politische Großwetterlage und der Niedergang sozialistischer Misswirtschaft eine Rolle gespielt. Sicher haben die mutigen Bürgerrechtler und friedlichen Demonstranten, die Botschaftsbesetzer und Flüchtlinge sowie die resignierenden oder einsichtigen Sicherheitskräfte entscheidend dazu beigetragen. Sicher wäre es bei uns wohl auch ohne die mit „Glasnost“ und „Perestroika“ umschriebenen Veränderungen in der Sowjetunion und die schon länger andauernden Befreiungsbewegungen in Polen, in der Tschechoslowakei und in Ungarn nicht dazu gekommen. Sicher ist die Entwicklung im Vorfeld auch durch Papst Johannes Paul II. mit beeinflusst worden, der aus seiner Kritik am Kommunismus kein Hehl machte und seinen polnischen Landsleuten geistig den Rücken stärkte. Sicher war 1989 inzwischen das Maß voll und die Zeit reif.

Und doch hatten die wenigsten mit einer solchen Wende gerechnet. Mir selbst hatten sich davor zwei Daten besonders „eingebrannt“: der

13. August 1961, an dem die Mauer gebaut wurde, der sogenannte „antifaschistische Schutzwall“, der sich in Wirklichkeit gegen die eigene Bevölkerung richtete, und der 21. August 1968, an dem der „Prager Frühling“ durch die Truppen des Warschauer Paktes niedergewalzt wurde. Noch einige Wochen oder Tage vorher hatte ich mir nicht vorstellen können, dass die DDR bald wie ein Kartenhaus zusammenbricht. Eher fürchtete ich, dass wieder einmal Panzer rollen, genauso wie gleichzeitig auf dem „Platz des himmlischen Friedens“ in Peking. Als aber dann alles doch völlig anders kam, ging es mir wie vielen anderen: Es war unfassbar und überwältigend. Wir brauchten erst einige Zeit, um an das Wunder zu glauben. Dieser Herbst ist für mich als die intensivste Zeit meines Lebens in Erinnerung. Jeden Tag passierte etwas anderes. Niemals zuvor und danach habe ich soviel Radio gehört, Zeitung gelesen und ferngesehen. Wir hatten uns nach Freiheit gesehnt und wollten besser leben. Die einen wünschten sich einen menschlicheren Sozialismus und eine bessere DDR mit wirklicher Demokratie und Reisefreiheit. Andere hatten schon bald eine volle Wiedervereinigung Deutschlands im Blick. Voller Staunen trugen manche in jenen Tagen den uralten Psalm 126 auf den Lippen, in dem es heißt: „... da waren wir alle wie Träumende. Da war unser Mund voll Lachen und unsere Zunge voll Jubel. Da sagte man unter den anderen Völkern: „Der Herr hat an ihnen Großes getan.“ Der Himmel schien die Erde berührt zu haben, und auf einmal klang



Bischof Dr. Gerhard Feige mit den Halloren bei der Salztafel 2019

das Magnifikat – der Lobgesang Mariens aus dem Lukasevangelium – so wirklich wie schon lange nicht mehr: „Er erbarmt sich ... über alle, die ihn fürchten. ... er zerstreut, die im Herzen voll Hochmut sind; er

stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen.“ Eine Ahnung tat sich auf, die vielen zur gläubigen Gewissheit wurde: Hier ist weder etwas Berechenbares noch rein Zufälliges geschehen. Hier sind auch nicht nur allein Menschen am Werk gewesen; hier hat Gott selbst ein Zeichen gesetzt und unser Tun mit seiner Hilfe begleitet.

Wie viele neue Möglichkeiten eröffneten sich doch auf einmal. Wie erhebend war es für Ostdeutsche, 1990 erstmals frei wählen zu können; die Beteiligung lag dabei übrigens bei 94 %. Welcher Stress musste aber auch bewältigt werden. Während sich für die meisten Westdeutschen nicht viel änderte, war man im Osten über lange Zeit fast nur damit beschäftigt, sich und sein Leben in fast allen Bereichen neu zu sortieren.



Der Vorsteher der Salzwirker Bruderschaft der Halloren überreicht dem Hallenser Oberbürgermeister Bernd Wiegand den Museumsschlüssel bis zum Abschluss der Renovierungsarbeiten

Und noch heute scheint ein grundsätzlicher Unterschied darin zu bestehen, dass Ostdeutsche Westdeutschland immer mitdenken müssen, für Westdeutsche umgekehrt das hingegen nicht nötig ist. Ohne Zweifel bekam das Leben aller eine andere Qualität. Aber nur ein Teil der Bevölkerung gehörte zu den Gewinnern, andere hatten herbe Verluste hinzunehmen. Manche Biographien zählten auf einmal nicht mehr. Es kam zu zahlreichen Verwerfungen und Brüchen. Viele – vor allem junge – Leute verließen aufgrund unzureichender Perspektiven unser Gebiet, und noch immer leidet Sachsen-Anhalt an den existentiellen und demographischen Folgen.

Die Kirchen wurden ähnlich wie in der alten Bundesrepublik auch im Osten zu einer öffentlich bedeutsamen Größe. Viele Christen übernahmen politische und gesellschaftliche Ämter und gestalteten den Demokratisierungsprozess mit. Hatten wir Katholiken zu DDR-Zeiten fast wie in einer – heute würde man sagen – „Parallelgesellschaft“ gelebt, galt es nun für uns, sich in den neuen Verhältnissen zurechtzufinden und kreativ einzubringen. Am Anfang stand bei manchen sogar die Erwartung, dass eine deutliche Rückbesinnung auf das Christentum einsetze und die Kirchen wieder voller würden. Stattdessen ist seitdem die Entkirchlichung jedoch weiter vorangeschritten und – so das Ergebnis einer internationalen Studie – der „Gottesglaube in Ostdeutschland der geringste weltweit“. Manche sprechen von einer „forcierten Säkularität“ oder von „ererbter Gottlosigkeit“, andere halten die meisten ehemaligen DDR-Bürger für „religiös unmusikalisch“, „religionsresistent“ oder „gottlos glücklich“. Schillernder wird es noch, wenn der Erfurter Philosoph Eberhard Tiefensee formuliert: Ostdeutschland sei „so areligiös wie Bayern katholisch“. Auf jeden Fall ist es in unserer Region „normal“, keiner Kirche oder anderen Religion anzugehören. Das gilt von etwa 80 % der Bevölkerung. Während – so habe ich es einmal gehört – Gott im Westen vielfach aus dem Herzen geschwunden sei, sei er im Osten auch aus dem Kopf entwichen. Viele wissen schon mit dem Begriff „Gott“ nichts mehr anzufangen. Eine interessante These besagt sogar, dass man im Osten stolz darauf sei, damit „rationaler“ und „fortschrittlicher“ als die Westdeutschen zu sein, und dass man sich dieses Charakteristikum der eigenen Identität nicht auch noch rauben lasse. Viele – so Tiefensee – halten es für „müßig und irrelevant“, sich solchen Themen wie „Gott“ oder „ein Leben nach dem Tod“ überhaupt zu stellen. Sie gestalten ihr Leben pragmatisch und sehen sich darin durch ein vorwiegend wissenschaftsgläubiges Weltbild bestätigt. Ethik scheint auch ohne Religion möglich zu sein; ein genereller Werteverfall ist nicht auszumachen. Andererseits gibt es durchaus einige, die zum Christentum finden und sich – was vor 1989 fast nicht vorkam – taufen lassen.

Äußerlich betrachtet war es im Laufe weniger Jahre der katholischen Kirche in unserer Region dank der finanziellen Unterstützung durch westdeutsche Partner möglich, ihre Kirchen sowie Pfarr- und Gemeindehäuser umfassend zu sanieren und zu modernisieren. Neue seelsorgliche Aufgaben kamen hinzu: z.B. bei der Bundeswehr, der Polizei, in Justizvollzugsanstalten oder Krankenhäusern. Einige soziale

Einrichtungen wurden von der Caritas noch zusätzlich zu den schon vorhandenen übernommen. Außerdem hat mein Vorgänger – Bischof Leo Nowak – schon bald drei katholische Gymnasien (Magdeburg, Halle, Dessau) errichtet. Später folgten noch vier Grundschulen (Magdeburg, Halle, Oschersleben, Haldensleben) und eine Sekundarschule (Halle). 1994 schließlich – und das war mit die bedeutendste Weichenstellung für uns Katholiken – ist aus dem zuvor Bischöflichen Amt Magdeburg, das territorial wenigstens bis dahin noch zum Erzbistum Paderborn gehört hatte, ein eigenständiges Bistum geworden.

Andererseits tauchten auf einmal manche sonderbaren Verdächtigungen und Klischees auf, die die evangelisch-katholischen Beziehungen zeitweise belasteten. So wurde die sogenannte Wende von einigen als „protestantische Revolution“ vereinnahmt und den Katholiken vorgeworfen, als „Trittbrettfahrer“ dieser Entwicklung gezielt die Gunst der Stunde zu nutzen und überproportional stark in politische Ämter vorzudringen. Spannungen kamen auf, weil die katholische Kirche mehr der CDU verbunden und auf die neuen Verhältnisse positiver einzugehen schien, als die evangelische Seite, deren führende Köpfe mehr in der SPD oder im Bündnis 90 beheimatet waren und den Eindruck erweckten, als könnten sie sich mit dem neuen Staats- und Wirtschaftssystem nicht vollständig anfreunden. Hinzu kam die strukturelle Einbindung der östlichen Kirchengelbe in die ihrer Konfession entsprechenden Institutionen der alten Bundesrepublik – wie „Evangelische Kirche in Deutschland“ bzw. „Deutsche Bischofskonferenz“ – mit deren Interessen und Strategien sowie damit verbundene neue rechtliche, politische und finanzielle Vorgaben. Dies hat zweifellos zu einer gewissen Rekonfessionalisierung geführt. Gelegentlich waren auch infolge des Versuchs katholischer Laienverbände, in Ostdeutschland Fuß zu fassen, und des Zuzugs westdeutscher Katholiken, die in Politik und Verwaltung Verantwortung übernahmen, wieder historisch geprägte, aber anachronistisch anmutende Vorbehalte zu hören, so wenn beispielsweise befürchtet wurde, dass „lutherisches Land“ nunmehr von der katholischen Gegenreformation überrollt werde. Erfreulicherweise haben sich solche Irritationen aber nicht zu lange gehalten und die ökumenischen Beziehungen sich wieder stabilisiert beziehungsweise sogar noch verbessert.

Schon bald erschien besonders Ostdeutschen die errungene Freiheit „grauer als der Traum von ihr“. Vielleicht hatten manche so etwas wie

ein Schlaraffenland oder ein Paradies erwartet, vielleicht aber auch nur ein möglichst sorgenfreies Leben mit einem geregelten Einkommen und einer abgesicherten Zukunft. Stattdessen war fast alles komplizierter geworden. Das Leben in einer freiheitlichen Gesellschaft – so erfuhr man – birgt viele Risiken in sich, ist anstrengend und erfordert immer wieder Mut und Elan. Da wird kaum jemandem etwas in den Schoß gelegt. Freiheit ist durchaus nicht grenzenlos. Auch in einer pluralistischen Gesellschaft gibt es Regeln und Anordnungen, Gebote und Verbote: „vom TÜV bis zur Steuererklärung und zu den Bestimmungen der Müllsortierung“ (Karl Lehmann). Man kann nicht alles machen, was man will. Vor allem da, wo der Freiheitsraum der anderen beginnt, ist Respekt vonnöten. Freiheit kann sogar sehr anstrengend und belastend sein. Unweigerlich gehört nämlich auch dazu, sich andauernd entscheiden zu müssen und selber aktiv zu werden. Viele sind überfordert und weichen Entscheidungen aus. Manche klammern sich aus Angst vor der Freiheit krampfhaft an vergangene Verhältnisse oder suchen Halt in fundamentalistischen Bewegungen, politisch wie kirchlich. Freiheit muss gestaltet werden. Und da steht – was unsere jüngste Geschichte betrifft – gewissermaßen – wie Christian Führer es einmal formuliert hat – „der zweite Teil der Revolution“ noch aus. Neue Verhältnisse allein machen noch keinen neuen Menschen; denn niemand von uns ist nur – wie Marxisten behaupten – „Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“.

Manche Krisen der letzten Zeit zeigen, wohin es führt, wenn Freiheit missbraucht wird, um nur noch den eigenen Vorteil zu verfolgen. Dann wird eine Gesellschaft selbstüchtig und gnadenlos. Deshalb gilt es, sich verstärkt auf Werte zu besinnen, die lebensnotwendig zur Freiheit dazu gehören: die unbedingte Achtung vor der Würde jedes Menschen, Wahrheit und Gerechtigkeit, Verantwortung und Solidarität, ja auch Barmherzigkeit und Liebe. Wenn eine Gesellschaft solche Haltungen vernachlässigt, kann die Freiheit, die sie gewonnen hat, sich auch gegen sie richten. In diesem Sinn hat auch John F. Kennedy, jener berühmte Präsident der USA, der später ermordet wurde, 1960 in seiner Antrittsrede nachdrücklich seinen Landsleuten entgegengehalten: „Fragt nicht, was euer Land für euch tun kann, fragt vielmehr, was ihr für euer Land tun könnt.“ Auch das gehört zur Freiheit: nicht die Hände in den Schoß zu legen und alles von anderen zu erwarten, von einem Obrigkeits- und Versorgungsstaat oder auch von der sogenannten Amtskirche, sondern

selbst Verantwortung zu übernehmen. Wir sind nicht nur von etwas befreit worden, sondern auch für etwas. Verantwortlich mit der Freiheit umzugehen, bedeutet auch manchmal, auf etwas bewusst zu verzichten. „Ohne Maß“ – sagt Wolfgang Schäuble – „ist die Freiheit ein Ruin“. Das aber ist kaum vermittelbar, jedoch in vielem fast überlebensnotwendig.

Was bewegt mich in diesen Tagen, 30 Jahre nach dem Mauerfall? Meine Gefühle sind gemischt. Zum einen bin ich noch immer vor allem sehr dankbar. Zugleich weiß ich darum, dass dramatische Entwicklungen hinter uns liegen, mit großartigen Erfolgen, aber auch maßlosen Enttäuschungen. Einerseits ist selbstverständlich zusammengewachsen, was willkürlich getrennt war, halten sich Solidarität und gegenseitiges Interesse; andererseits bleibt manches kritisch anzufragen, existieren nach wie vor Mauern in den Köpfen und Herzen vieler Menschen, gelingt es zwischen Ost und West nicht immer, sich wirklich zu verstehen oder verständlich zu machen. Noch immer sind manche Unterschiede – vor allem bei den Gehältern – zu groß, sollen in entscheidenden Bereichen über drei Viertel der Führungspositionen im Osten durch Westdeutsche besetzt sein, haben sich objektive Lebensverhältnisse als auch Einstellungen gegenüber Politik und Gesellschaft noch nicht vollständig angenähert. Zudem fühlen sich viele Ostdeutsche weiterhin benachteiligt und ungerecht behandelt, sind unter ihnen rassistische, islamophobe, antisemitische und andere fremdenfeindliche Einstellungen stärker ausgeprägt als im Westen. Und auch in der Generation derer, die bereits im geeinten Deutschland geboren und aufgewachsen sind, zeigen sich immer noch – vor allem bedingt durch die Weitergabe der unterschiedlichen Wendeerfahrungen ihrer Eltern – Ost-West-Unterschiede in der Sicht auf die Vergangenheit und in der Einstellung zur Gegenwart.

Angesichts solcher Beobachtungen wundert es kaum, wenn in Deutschland so etwas wie ein „Gespenst der ‚Ostalgie‘“ umgeht. Mit jedem Jahr des Abstands erscheint die DDR manchen schöner, sozialer und sicherer als die heutige Gesellschaft, vor allem Älteren, die sich zu den Verlierern zählen, oder Jüngeren, die sie nicht mehr erlebt haben. Da es in der Gegenwart durchaus ernsthafte Probleme gibt, flüchtet man sich in eine angeblich heile Vergangenheit. Um unsere Situation realistischer und gerechter einzuschätzen, empfehle ich, sich zum Beispiel mal Fotos von denselben Gebäuden oder Straßen aus der Zeit

vor 1989 und von heute anzusehen. Die Erkenntnis, wann es grauer und trostloser war oder ist, dürfte eindeutig sein. Noch überzeugender ist sicherlich die Konfrontation mit früheren Stasi-Gefängnissen. Dass viele inmitten der Beschränkungen auch würdevoll ihr Leben gemeistert haben und herzlich einander verbunden waren, bestreite ich nicht. Dennoch erscheint mir die DDR, je mehr ich mich von ihr entferne, immer unglaublicher, makabrer und lächerlicher, vor allem, wie da jahrzehntelang im Namen der marxistisch-leninistischen Ideologie mit Menschen umgegangen worden ist. Nicht einen einzigen Augenblick lang wünsche ich mir die sozialistische „Diktatur des Proletariates“ mit ihrem Versuch der „Zwangsbeglückung“, ihrer Scheindemokratie und ihrem Spitzelsystem zurück.



Festvortrag von Bischof Dr. Gerhard Feige im Halloren- und Salinemuseum

Zugleich mache ich mir aber auch um den Fortbestand unserer freiheitlichen Gesellschaft beträchtliche Sorgen. Die Demokratie hat sich bewährt, ist ein kostbares Gut, kann aber auch missverstanden und missbraucht werden. Manche Bürgerinnen und Bürger fühlen sich überfordert oder durch Behörden ungerecht behandelt. Es fällt ihnen schwer zu verstehen, dass man mitunter aus rechtlicher Sicht sehr extreme Meinungen noch duldet, anderes aber verbietet. Sie fühlen sich nicht ernstgenommen oder glauben nicht, etwas verändern zu können. Andere wiederum nutzen ihre Möglichkeiten schamlos aus und bedienen

sich selbst. Außerdem gibt es auch solche, die mit demokratischen oder kriminellen Mitteln versuchen, unsere Demokratie zu untergraben und zu Fall zu bringen. Nicht jeder, der demokratisch gewählt wird, ist ein Demokrat. Zugleich tun sich auf einmal menschliche Abgründe auf, die ich nicht mehr für möglich gehalten hätte. War mir bis vor einiger Zeit unverständlich, wie es zur Begeisterung breiter Volksmassen für den Nationalsozialismus kommen konnte, ohne ich inzwischen immer mehr, wie verführerisch Menschen zu allen Zeiten sein können. Angesichts dessen sollte nicht vergessen werden, dass die erste parlamentarische Demokratie in Deutschland – die Weimarer Republik – vor 86 Jahren darin endete. In diesem Zusammenhang finde ich bedenkenswert, was Pater Dartmann, ein Jesuit, angesichts der Auseinandersetzungen um die Flüchtlinge einmal treffend so formulierte: „Ich habe keine Angst vor einer Überfremdung von außen, wohl aber vor einer Entmenschlichung von innen.“ Keinesfalls dürfen die rechtlichen, sozialen und humanitären Errungenschaften unserer Gesellschaft aufs Spiel gesetzt werden. Entgegen allen fremdenfeindlichen und rassistischen, antisemitischen und rechtsextremistischen Tendenzen, allen populistischen Feindbildern und Verschwörungstheorien, allen hasserfüllten Protesten und gewalttätigen Übergriffen, die seit einiger Zeit zu verzeichnen sind, brauchen wir mehr denn je noch stärkere politische Bemühungen, die konsequente Anwendung des staatlichen Gewaltmonopols, eine solidarische Zivilgesellschaft und eine neue Kultur der Mitmenschlichkeit. In diesem Sinn sollten alle Menschen guten Willens noch entschlossener für Solidarität, Weltoffenheit und ein friedliches Miteinander eintreten.

# Wieviel Schutz braucht ein kirchlicher Feiertag?

Statement zu einer Veranstaltung des Innenministeriums von Sachsen-Anhalt am 26. November 2019 in Magdeburg

Die Gliederung der Woche in sieben Tage, von denen einer ein Ruhetag ist, war in der antiken Welt vor allem den Juden bekannt. Aber auch Nichtjuden sympathisierten mit dem Brauch der Sabbatruhe und ahmten ihn nach. Im Gegensatz dazu hielt auch die Kirche von Anfang an die jüdische Woche bei, gab aber den Sabbat auf und feierte den Gemeindegottesdienst am ersten Wochentag, dem Tag des Herrn (dies dominica), der mit dem Sonntag (dies solis) im profanen Sinne zusammenfiel. Er war durch keine besondere Arbeitsruhe ausgezeichnet, die die Christen in den ersten Jahrhunderten auch gar nicht durchzusetzen vermocht hätten. Insofern ist der Charakter des Sabbats als Ruhetag zunächst nicht auf den christlichen Sonntag übergegangen. Die Arbeit wurde durch den Gottesdienst unterbrochen, nicht aber durch ein Ruhegebot stillgelegt.

Auf dieser Grundlage erließ Kaiser Konstantin I. im Zuge der Tolerierung und allmählichen Privilegierung des Christentums im Jahre 321 ein Gesetz, das bestimmt: „Alle Richter, das Stadtvolk und die Werkstätten



Bei der Podiumsdiskussion herrschte weitgehend Einigkeit über die Feiertags- und Sonntagsruhe

aller Handwerker sollen am ehrwürdigen Tag der Sonne die Arbeit ruhen lassen.“ Ausgenommen war die vom Wetter abhängige und als lebensnotwendig angesehene Feldarbeit der Landleute. Später wurden auch sonntägliche Gerichtsverhandlungen, Zirkusspiele, Theateraufführungen und Pferderennen verboten. Dabei war nicht der Schutz der arbeitenden Bevölkerung das Hauptziel, sondern die Unterbindung all dessen, was die Verehrung Gottes störte. Gleichwohl hat sich diese Sonntagsreglung in der Folgezeit als außerordentliche Wohltat für die abhängigen Schichten der Bevölkerung erwiesen. Da sie zwar kirchlichen Wünschen entgegenkam, aber auch die religiösen Interessen anderer im Blick hatte, machte sie es allen Bürgern des Reiches – Christen und Heiden – möglich, ihr auch innerlich zuzustimmen.

In der weiteren Entwicklung spielte die Sonntagsruhe mit dem Verbot „knechtlicher Arbeiten“ eine immer größere Rolle, im Spätmittelalter und in der Neuzeit jedoch wurde von Seiten der katholischen Kirche stärker die Gewissensverpflichtung betont, am Sonntag und an den höchsten Feiertagen den Gottesdienst mitzufeiern.

Das gilt auch heute noch. Dazu aber braucht man nicht unbedingt den staatlichen Schutz solcher kirchlichen Feiertage. So habe ich mir zu DDR-Zeiten auch gelegentlich schulfrei genommen, um an bestimmten Gottesdiensten teilzunehmen. Allgemein bedeutsamer und wirkmächtiger werden solche Feiertage freilich, wenn sie zugleich auch gesetzliche Ruhetage sind. Neben dem allwöchentlichen Sonntag gehören dazu bei uns solche Feste wie Karfreitag und Ostern, Christi Himmelfahrt und Pfingsten, Weihnachten und Epiphanie sowie der Reformationstag. Auch wenn viele Mitbürger und Mitbürgerinnen deren inhaltlichen Sinn nicht mehr kennen, genießen sie doch solche Tage und würden nicht darauf verzichten wollen. Sowohl der Sonntag als auch diese Feste sind Ausdruck des kulturellen Gedächtnisses und der geistigen Wurzeln unserer Gesellschaft und tragen maßgeblich zur Qualität menschlichen Zusammenlebens bei.

Von Friedensreich Hundertwasser stammt der Ausspruch: „Wer seine kulturellen Wurzeln vernichtet, kann nicht wachsen.“ Statt sich von ihnen zu trennen, gilt es, aus ihnen zu leben und sie sogar für nachfolgende Generationen zu sichern. Eine erfolgreiche Sicherung kultureller Werte bedarf aber nicht nur geeigneter Rahmenbedingungen und wirksamer

Ordnungsmaßnahmen, sondern auch und vor allem einer lebendigen Überlieferung und Tradition, ganzheitlicher Erziehung und Bildung, sowie überzeugender Begründungen und eines intensiven Dialogs.

Darum gehört es auch zu den besonderen Aufgaben der Kirchen, sich für den Erhalt und Schutz der Sonn- und Feiertage einzusetzen. Dabei sehen deren Vertreter sich nicht lediglich in der Rolle eines Lobbyisten für die eigene Sache, sondern in ihrer Verantwortung für jeden einzelnen Menschen und die ganze Gesellschaft. Neben der Berufung auf das Grundgesetz geben sie auch folgende Argumente zu bedenken:

Sonn- und Feiertage sind lebensentkrampfend, gemeinschaftsfördernd und gesellschaftsstabilisierend. Gegenüber der Hektik des Alltags ermöglichen sie Zeiten der individuellen und gemeinschaftlichen Muße und Besinnung. Eine gesellschaftliche Ruhephase hat eine andere Qualität als ein persönlicher Urlaubstag inmitten pulsierenden Arbeitslebens.

Zudem schaffen gemeinsame Freizeiten die berechenbare Möglichkeit, familiäre und verwandtschaftliche oder freundschaftliche und zivilgesellschaftliche Beziehungen besser zu pflegen als an anderen Tagen. Der Zusammenhalt in überschaubaren Gemeinschaften wie in der Gesellschaft im ganzen wird ja nicht allein durch wirtschaftliche Güter gewährleistet; dazu gehört auch die gemeinsame Teilhabe an kulturellen Gütern, das gemeinsame Erleben, Wahrnehmen und Gestalten der Zeit. Letztendlich nutzt dies einer Gesellschaft mehr als eine permanente Unruhe, in der alle zu jeder Zeit individuell ihre materiellen Bedürfnisse befriedigen können. Eine Gesellschaft ist dann gesund und leistungsstark, wenn sie verlässliche Arbeitszeiten und verlässliche Ruhe- und Feiertage garantieren kann. Es gibt Bundesländer, die dies beispielhaft belegen.

Schließlich geht Sonn- und Feiertageeinkauf immer zu Lasten anderer, beeinträchtigt deren Lebensqualität und bringt die Gefahr mit sich, eine Gesellschaft in Sonntagsgewinner und Sonntagserlierer zu teilen.

In diesem Sinn plädieren wir Kirchen dafür, Sonn- und Feiertage auch weiterhin umfassend zu schützen und sorgsam mit diesem Human- und Kulturgut umzugehen.

# Keine Tricks, kein Druck

Interview über 25 Jahre Bildung im Bistum Magdeburg  
von Dr. Friederike Maier für die Zeitung Bistum und Bildung  
von Dezember 2019 / Januar 2020

**Maier:** Bischof Gerhard Feige, wie wird man eigentlich Bischof?

**Feige:** Meistens ereilt es in der katholischen Kirche einen, ohne das man dies angestrebt oder sich darum beworben hätte. Dazu gibt es bestimmte Verfahren, wo von einigen Personen Vorschläge gemacht oder Meinungen über geeignete Kandidaten erbeten werden. In vielen deutschen Bistümern können die Domkapitel dann aus einer römischen Dreierliste ihren neuen Ortsbischof wählen. Erklärt der Erwählte sich bereit, wird er schließlich durch den Papst ernannt und in der Regel von drei anderen Bischöfen geweiht.



Dr. Friederike Maier

**Maier:** Welche Art von Bildung ist für dieses Amt besonders wichtig?

**Feige:** Um Bischof werden zu können, muss man Priester sein, Theologie studiert haben sowie weitere fachliche und praktische Voraussetzungen mitbringen, die für ein geistliches Leitungsamt befähigen.

**Maier:** Welche Bildungsstationen möchten Sie bei Ihrem ganz persönlichen Bildungsweg nicht missen?

**Feige:** Angesichts der Herausforderungen, denen ich mich als Bischof bisherstellen musste, bin ich dankbar, dass ich zuvor recht unterschiedliche Erfahrungen machen konnte: als Seelsorger in einer mehr ländlichen und in einer mehr städtischen Pfarrei, in wissenschaftlicher Forschung und Lehre im Rahmen der Priester- und Theologenausbildung, davon die letzten Jahre als Professor und ein Jahr als Rektor einer kirchlichen Hochschule, sowie durch zahlreiche Vorträge allgemeinverständlicher

Art und Mitarbeit in ökumenischen Gremien. Nachträglich habe ich den Eindruck, durch all das allgemein recht gründlich und vielfältig vorbereitet worden zu sein, gestehe aber, dass ich im Dienst dann noch viel dazulernen hatte.

**Maier:** Die katholische Kirche im Bistum Magdeburg hat seit 25 Jahren Bildungsangebote für alle Altersgruppen im Programm: Schulen in katholischer Trägerschaft, Akademiearbeit, Erwachsenen- und Familienbildung. Schlicht gefragt: Warum?

**Feige:** Von Anfang an ging es uns darum, die neuen Möglichkeiten zu nutzen, um anderen das christliche Menschenbild nahezubringen und Zugangswege zum Evangelium zu eröffnen. Dabei sind wir aber, vor allem bei der Gründung katholischer Schulen, auf manche Abwehr gestoßen. Viele fürchteten damals, dass die Herrschaft der „Roten“ im Bildungswesen nun durch die der „Schwarzen“ abgelöst werden sollte.



Die Macher der Zeitschrift Bistum und Bildung präsentieren ihr Werk dem Bischof

Deshalb haben wir unsere Schulen als „Dialogschulen“ konzipiert. So bieten unsere Gymnasien zum Beispiel nicht nur katholischen, sondern auch evangelischen Religionsunterricht und Ethik an.

**Maier:** Bei ihren Bildungsangeboten hat es die Kirche längst nicht nur mit Christen zu tun. Was – und auch wen – wollen Sie mit diesen Bildungsangeboten erreichen?

**Feige:** Insgesamt verstehen wir alle unsere verschiedenen Bildungsangebote vorrangig als Dienst am Menschen und an der Gesellschaft, als Ausdruck der absichtslosen Zuwendung Gottes. Natürlich freuen wir uns, wenn sich der eine oder die andere taufen lässt, aber wir versuchen niemanden mit Tricks oder Druck zu uns herüberzuziehen. Schon gar nicht gibt es in unseren Einrichtungen befristete Arbeitsverträge, deren Entfristung an die Taufe gebunden wäre.

**Maier:** In jüngster Zeit zeigt sich, dass rechtspopulistische und auch rechtsextreme Tendenzen und Handlungen an Macht gewinnen. Der Ton wird schärfer, Ausgrenzungen nehmen zu. Was bietet Bildung als Gegenmittel?

**Feige:** Bildung weitet den eigenen Horizont und das Herz, lässt vieles besser verstehen, schärft das Urteilsvermögen, auch den eigenen Standpunkt kritisch zu hinterfragen, trägt zu Differenzierung, Empfindsamkeit und Kompromissbereitschaft bei – und kann sogar Spaß machen. Damit ist Bildung auch eine wesentliche Grundlage dafür, dass Demokratie gelingt und Menschen friedlich miteinander leben können. Und noch eines: Soweit es möglich ist, sollten wir alle miteinander im Gespräch bleiben und dabei für Werte werben, die uns Christen wichtig sind. Dazu gehören unweigerlich die Prinzipien der katholischen Soziallehre: die Würde eines jeden Einzelnen, Subsidiarität (Hilfe zur Selbsthilfe), Solidarität und Gemeinwohl, gewissermaßen Bildungsprinzipien! Entscheidend



Die Herausgeber Dr. Friederike Maier, Ludger Nagel und Steffen Lipowski mit Bischof

scheint mir auch zu sein, für Umgangsformen wie Anstand, Respekt Toleranz und Kompromissbereitschaft einzutreten.

**Maier:** Schließlich: Welches Bildungserlebnis hat Sie persönlich stark geprägt?

**Feige:** Einige Zeit nach meinem Abitur hat mich nachdenklich gemacht, dass vieles von dem, was ich gelernt hatte und abrufbar gewesen war, immer mehr in Vergessenheit geriet. Warum – so habe ich mich gefragt – hast du so viele Details in Mathematik, Physik oder Chemie gelernt, wenn du sie aktiv beim Studium der Philosophie und Theologie gar nicht mehr brauchst und auch gar nicht mehr weißt? Hättest du dir das nicht sparen können? Allmählich ist mir aber aufgegangen, dass meine Lernbemühungen und -erfolge mich, mein Denkvermögen sowie meine Vorstellungs- und Urteilskraft verändert haben. Es war also nicht umsonst gewesen. In diesem Sinn ist auch zu verstehen, was Albert Einstein, Werner Heisenberg, Mark Twain und Edward Wood in ähnlichen Worten so zum Ausdruck bringen: „Bildung ist das, was übrig bleibt, wenn man alles, was man gelernt hat, vergisst.“

**Maier:** Und wie geht Ihr Bildungsweg weiter?

**Feige:** Ich bin motiviert, mich auch weiterhin nicht nur mit Themen zu beschäftigen, die ich unbedingt für meine direkte Arbeit brauche, sondern auch anderes zu lesen und zu erlernen.

# Gott – anders als gedacht

Predigt zur Christnacht 2019

Gott wird Mensch, in Jesus von Nazareth, vor über 2000 Jahren – das ist die Kernbotschaft des Weihnachtsfestes, lange Zeit fast selbstverständlich immer wieder verkündet.

## Abschied von Gott?

Kann man heutzutage jedoch überhaupt noch an einen Gott glauben? Viele – jedenfalls in unserer Region – scheinen inzwischen dazu kaum noch oder gar nicht mehr in der Lage zu sein. Während – so habe ich es einmal gehört – Gott im Westen Deutschlands vielfach aus dem Herzen geschwunden sei, sei er im Osten auch aus dem Kopf entwichen. Die meisten hätten Gott nicht nur vergessen, sondern auch vergessen, dass sie ihn vergessen haben. Da ist etwas dran. Viele vermögen schon mit dem Begriff „Gott“ nichts mehr anzufangen. Sie gestalten ihr Leben pragmatisch und sehen sich darin durch ein vorwiegend wissenschaftsgläubiges Weltbild bestätigt. Ethik scheint auch ohne Religion möglich zu sein; ein genereller Werteverfall ist nicht auszumachen. Weihnachten wird trotzdem gefeiert – nur dann eben ohne ein göttliches Kind und eine himmlische Botschaft.



Aber es sind nicht nur „die anderen“. Auch unter uns Christen kann es sein, dass der Glaube an Gott verdunstet, oder dass wir Gott mit etwas verwechseln, was eher einer Karikatur von ihm gleicht. So gilt er manchmal ja als ein eher märchenhaftes Wesen, das irgendwo über den Wolken thront, oder als Vertragspartner, mit dem man Tauschgeschäfte machen kann und der seine Bedeutung verliert, wenn er nicht alle Gebete erfüllt. Für andere ist er gewissermaßen ein „himmlischer Polizist“ und „Kinderschreck“ oder ein kleinlicher Spaßverderber? Manche meinen auch, ihm alles Übel in die Schuhe schieben oder ihn, wenn sie nicht mehr weiter wissen, als „Lückenbüßer“ gebrauchen zu können. Solche seltsamen und einfältigen Vorstellungen von Gott sind für viele heute aber nur noch befremdlich. An so einen Gott können sie nicht glauben – ich auch nicht! Davon muss man sich befreien. „Vielleicht“ – so hat es jemand einmal formuliert (E. Johnson) – „tut uns der Atheismus [da] sogar einen Gefallen, indem er den Glauben anstachelt, seine Gottesvorstellungen zu reinigen, die Vorstellungen nämlich, die ... so fehlerhaft sind, dass sie schon fast götzendienerisch anmuten.“

Dazu gehört auch, dass Menschen immer wieder den Begriff „Gott“ missbraucht haben, um ihre eigenen Interessen durchzusetzen. Und doch ist „Gott“ ein Wort geblieben, das für viele eine Wirklichkeit bezeichnet, die ihrem Leben Halt und Hoffnung geben kann.

### Suche nach Gott

Wie aber kommt man dazu, an einen Gott zu glauben? Ein möglicher Ausgangspunkt könnten die Gedanken sein, die Hans Thoma einmal so beschrieben hat:

*„Ich kam, weiß nit woher,  
ich bin und weiß nit wer,  
ich leb', weiß nit wie lang,  
ich sterb' und weiß nit wann,  
ich fahr, weiß nit wohin:  
Mich wundert's, dass ich fröhlich bin.“*

Aus dieser Grunderfahrung heraus haben sich Menschen immer wieder auf die Suche nach einem Sinn gemacht und sind dabei auf Spuren gestoßen, die sie staunen und an etwas Größeres als sie selbst denken

ließen: ein höchstes Prinzip, einen Ursprung von allem, ein letztes Ziel, eine unpersönliche Schicksalsmacht oder irgendein absolutes Sein. Auch wenn sich Gott dadurch nicht beweisen lässt, wie es uns aus der Naturwissenschaft oder der Mathematik geläufig ist, so zeigen solche Überlegungen doch, dass an Gott zu glauben, nicht von vornherein unvernünftig sein muss.

Woher – so kann man beispielsweise fragen – kommt es, dass die Welt in steter Bewegung und dauerndem Wandel ist, dabei aber ihre Ordnung nicht verliert? Und wenn wir erst auf den Menschen schauen. Ist er nicht ein durch und durch endliches Wesen? Und doch meldet sich auch in ihm die Sehnsucht nach dem Ewigen, Vollkommenen, Absoluten. Ist das nur ein psychisch erklärbares Phänomen oder vielleicht doch ein Hoffungszeichen dafür, dass es auch eine wirkliche Erfüllung gibt?

Soviel wir aber auch über Gott nachdenken, er ist und bleibt ein Geheimnis. Wir können ihn nicht aus uns selbst ableiten oder ihn wirklich begreifen. Er ist kein Machwerk des Menschen oder die Verwirklichung unserer Sehnsüchte. Wenn sein Geheimnis nicht größer als das des Menschen wäre, wäre er nicht Gott. Darum kommen wir an kein Ende, ihn zu suchen oder sich von ihm finden zu lassen. Und manchmal muss man dabei auch durch dunkle Nächte hindurch, muss man die Ferne Gottes und sein Schweigen aushalten, erlebt man vielleicht sogar so etwas wie eine „Gottesfinsternis“.

### **Gott offenbart sich**

Doch das ist noch nicht alles. Wirklich christlich wird unser Gottesverständnis erst, wenn wir ernstnehmen, was uns die Bibel zumutet: In immer neuen Geschichten erzählt sie, dass dieser unbegreifliche Gott aus seiner Verborgenheit hervortritt und sich durch Wort und Tat offenbart: von der Erschaffung der Welt über seinen Bund mit dem auserwählten Volk Israel bis hin zu den Ereignissen um Jesus von Nazareth und dessen geisterfüllte Wirkungsgeschichte.

Als aber – so heißt es – die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn in die Welt. Und dieses Ereignis ist historisch festzumachen in der Person des Juden Jesus von Nazareth in Palästina zur Zeit des römischen Kaisers Augustus und des syrischen Statthalters Quirinius vor über 2000 Jahren.

Wie die Evangelien berichten, galt er als Sohn des Joseph aus Galiläa, einem Nachkommen Abrahams und des Königs David. Von Geburt an wuchs er in der jüdischen Tradition auf, kannte deren heilige Schriften und Bräuche und sah sich zunächst nur zum Volk Israel gesandt. Ohne diese Verwurzelung und diesen Kontext wäre überhaupt nicht zu verstehen, was Kirche ist und worum es ihr geht. Auch wenn ihr Weg sich später von dem des alten Volkes Israel trennte und Christen sich in den vergangenen Jahrhunderten gegenüber den Juden in schrecklicher Weise mit schuldig gemacht haben, gehört die jüdische Religion doch nach wie vor zu ihrem Inneren, sind die Juden sogar – wie Papst Johannes Paul II. es ausgedrückt hat – „unsere bevorzugten“, ja „unsere älteren Brüder“. Da erscheint es mehr als makaber, dass einige deutsche Theologen in der Zeit des Nationalsozialismus versucht haben, das Christentum gewissermaßen zu „entjuden“, alle Texte entsprechend zu „säubern“ und aus Jesus einen „Arier“ zu machen. Angesichts all dessen, aber vor allem auch um der Würde und Religionsfreiheit eines jeden Menschen willen ist es nicht hinnehmbar, wenn heutzutage in unserer Gesellschaft wieder antisemitische Tendenzen um sich greifen. Dem ist entschieden entgegenzutreten.

Damit, dass Gott so konkret Mensch wurde, hat er sich aber auch angreifbar gemacht und der Mehrdeutigkeit ausgesetzt. Denn die einen erkennen in Jesus von Nazareth tatsächlich den Christus, d. h. den Messias, den göttlichen Retter der Welt; die anderen sehen in ihm



nur den „Sohn des Zimmermanns“ (Mt 13,55f.). Viele haben sich Gottes Erscheinen auf dieser Erde ganz anders vorgestellt. Gott aber kommt so zur Welt, wie er sie am Karfreitag auch wieder verlässt: arm und hilflos, außerhalb jeder Geborgenheit. Er durchkreuzt alle Vorstellungen und Bilder, die sich Menschen von ihm machen. Nirgends aber ist er uns näher als in den Tiefen der Ohnmacht. Keine menschliche Erfahrung gibt es, die er nicht mit uns teilt.

Durch Jesus Christus, sein Leben und seine Verkündigung, erfahren wir, wer Gott ist. Und er ruft uns dazu auf, diesen Gott zu lieben „mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit allen Gedanken und aller Kraft“ (Mk 12,30), und seinen Nächsten wie sich selbst. Und er zeigt uns, dass Gott für uns ein persönliches „Du“ geworden ist, dass wir „Abba“, „lieber Vater“ zu ihm sagen dürfen. Wer sein Leben an ihm ausrichtet, gewinnt einen neuen Blick auf das Ganze der Wirklichkeit. Wer sich auf dieses Wort verlässt, erfährt sich als Sohn oder Tochter Gottes, als sein geliebtes Ebenbild, als liebender Mensch.

Liebe Schwestern und Brüder, im Kind in der Krippe ist – wie Karl Rahner sagt – Gott selbst „in all die Engen des Menschen hineingekrochen ..., in die Enge des Mutterleibes, in die Enge eines heruntergekommenen, kleinen Vaterlandes mit Besatzungsmächten, in die Enge einer trostlosen Zeitsituation, einer bornierten Umgebung, einer verfahrenen Politik, eines todgeweihten Leibes, in die dunkle Nacht der Gottverlassenheit und des Todes. Er hat sich nichts erspart. ...Jetzt brauchen wir ihn nicht mehr zu suchen in den Unendlichkeiten des Himmels, in denen sich unser Geist und unser Herz verlieren... Hören wir doch, was Gott an Weihnachten sagt: Ich habe mich selbst, wirklich ganz selbst und ganz persönlich auf das fürchterliche Abenteuer eingelassen, das mit eurer Geburt beginnt, ich sage euch, meines war nicht leichter und gefahrloser als eures, ich versichere euch, es hat einen seligen Ausgang. Ich bin da. Ich gehe nicht mehr von dieser Welt weg, wenn ihr mich jetzt auch nicht seht“.

Das ist die Botschaft von Weihnachten: Gott ist anders als gedacht, ein unendliches Geheimnis und uns doch zutiefst zugetan. „Ich werde geliebt, also bin ich“, könnte eine beglückende Weihnachtserfahrung und -erkenntnis sein: nicht nur eventuell und zeitweise durch einzelne Menschen, sondern sogar und dauerhaft durch Gott. In diesem Sinn wünsche ich uns allen ein zu Herzen gehendes und hoffnungsvolles Fest.

# Incarnatus est

Predigt am 1. Weihnachtsfeiertag 2019

Bei den antiken Theateraufführungen gab es eine sehr interessante Regiemaßnahme: den so genannten „deus ex machina“, den Gott aus der Maschine. Dabei handelte es sich um eine Göttergestalt, die an einer Art Flaschenzug von oben auf die Bühne herabgelassen wurde. Dieser „deus ex machina“ hatte stets gegen Ende des Schauspiels seinen Kurzeinsatz. Er musste alle Verwicklungen, Streitigkeiten und Ungeklärtheiten der Spielhandlung mit einem Machtwort beseitigen. Danach entfernte er sich wieder – und das Theaterstück konnte mit einem „happy end“ abschließen.

Wäre es manchmal nicht wunderbar, wenn so ein „deus ex machina“ auch in unserem Leben auftauchen würde? Einer, der mit einem Schlag alles in Ordnung bringt und wieder gut macht?

In unserem Glaubensbekenntnis steht ein Satz, der fast so klingt, als würde uns dieser Wunsch erfüllt. Da heißt es nämlich: Jesus Christus ist „für uns Menschen und zu unserem Heil vom Himmel gekommen“. Handelt es sich bei ihm also um einen „deus ex machina“? Auf den ersten Blick könnte es fast so scheinen. Wenn wir aber genauer hinschauen, zeigen sich doch gewaltige Unterschiede zu dieser antiken Göttergestalt. Jesus Christus schwebt nicht spektakulär in unsere Welt hinein – und er stattet dieser Welt auch nicht nur eine kurze Visite ab und verschwindet dann wieder im Götterhimmel.

## Er kam

Nein, im Glaubensbekenntnis heißt es weiter: Er „hat Fleisch angenommen“, auf Lateinisch: „incarnatus est.“ Das heißt, er hat sich voll und ganz auf unsere menschliche Wirklichkeit eingelassen: auf Geburt und Tod, auf Armut, Hunger und Schmerzen, auf Freuden und Leiden. Die Weihnachtsgeschichte aus dem Lukasevangelium, die in der Christnacht zu hören war, erzählt darum auch von den Alltäglichkeiten des menschlichen Lebens: von Herbergssuche, von einer Krippe, vom Wickeln eines Kindes, und dann später von Flucht. Das ist alles andere als spektakulär. Unser Gott ist in Jesus Christus gewissermaßen einen

Weg der „Karriere nach unten“ gegangen. Dieser ist nicht nur selbst unter ärmlichsten Bedingungen zur Welt gekommen. Er hat sich in seinem kurzen Leben auch vor allem mit denen umgeben, die arm, verachtet und ausgegrenzt waren. „Incarnatus est“: hautnaher geht es nicht – und auch nicht erniedrigender. Wenn sich Gott aber so sehr auf uns Menschen eingelassen hat, dann heißt das, dass er damit auch in die Dimension der Zeit eingetreten ist. Das bedeutet, er berührt unsere Vergangenheit, unsere Gegenwart und unsere Zukunft. Er kam – er kommt – und er wird einst wiederkommen.

„Er kam in sein Eigentum“ – so ist es auch im Prolog des Johannes-Evangeliums formuliert. Der Evangelist Johannes reduziert die Weihnachtsgeschichte damit auf das Wesentliche. Da hören wir nichts von Maria und Josef, nichts von einem Stall in Bethlehem, auch nichts von Engeln und Hirten. Nein das Wesentliche besagt: Es ist tatsächlich geschehen. Er kam. „Das Wort ist Fleisch geworden“ (Joh 1,14). Gott ist nicht irgendwie vom Himmel herabgeschwebt; sein Erscheinen ist weder Traum noch Mythos. Er ist vor 2000 Jahren wahrhaft in unsere Geschichte eingetreten. Und dieses Ereignis ist historisch festzumachen in der Person des Juden Jesus von Nazareth in Palästina zur Zeit des römischen Kaisers Augustus und des syrischen Statthalters Quirinius.

### **Er kommt**

Und da ist noch ein weiterer Unterschied zu einem antiken „deus ex machina“: Sein Kommen ist nicht nur ein Wunder, das vor 2000 Jahren einmal stattgefunden hat. Jesus ist nicht eine Lichtgestalt, die damals wie in einem Feuerwerk am Himmel erschien und dann wieder spurlos verglühte. Nein, wenn Gott Mensch geworden ist, so ist das der Beginn einer unendlichen Geschichte. Denn der, der kam, bleibt auch der Kommende.

„Wär' Christus tausendmal zu Bethlehem geboren und nicht in dir, du wärst doch ewiglich verloren.“ In diesem bekannten Vers von Angelus Silesius ist das zum Ausdruck gebracht. Weihnachten ist nichts für Zuschauer. Es ist auch nicht einfach die stimmungsvolle Erinnerung an ein vergangenes Geschehen. Wir selbst stehen sozusagen mitten auf der Bühne. Es geht um uns! Gott kommt von innen, pocht an unsere Tür, meldet sich in unseren persönlichen Empfindungen, in den Fügungen

unseres Lebens. Er meldet sich vor allem in jedem Menschen, dem wir begegnen. Seit seiner Menschwerdung kommt Gott in jedem Bruder und in jeder Schwester auf uns zu. Seine Herbergssuche fordert uns ganz konkret heraus: „Ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen“, heißt es in dem bekannten Gerichtsgleichnis von Matthäus (25,35). So manche, die ihr Herz öffnen, werden vielleicht einmal erstaunt sein, wie oft sie Christus in anderen begegnet sind. Deshalb gibt es z.B. bei alten russischen Bauern noch die Sitte, am Tisch ein Gedeck frei zu halten – für Christus, der als Gast kommen könnte.



Dass er immer neu kommt, immer neu Mensch werden will in uns – das feiern wir in jedem Gottesdienst. Wenn wir sein Wort hören und miteinander Eucharistie feiern, ist das eine intensive Vergegenwärtigung dessen, was einmal geschehen ist.

### **Er wird kommen**

Und nicht nur unsere Gegenwart, sondern auch unsere Zukunft ist von diesem Jesus Christus betroffen. Denn so sehr wir auch glauben und erfahren, dass mit ihm das Heil in die Welt gekommen ist, so sehr erfahren wir auch, dass da noch so viel aussteht. Nach wie vor seufzt die Schöpfung und wartet darauf erlöst zu werden. Nach wie vor geht es ungerecht und lieblos in unserer Welt zu. Nach wie vor ist nichts vollkommen und wirklich heil. Wo ist Gott im Leiden unschuldiger

Kinder? Wo ist Gott in all dem, was Menschen einander antun? Wo ist er in den Naturkatastrophen, die unsere Erde immer erschreckender heimsuchen? Solche Fragen wiegen schwer. Sie werden uns Christen von anderen gestellt. Aber, wenn wir ehrlich sind – lasten solche Fragen nicht immer wieder auch auf uns selbst? Und wer von uns hätte da eine wirklich befriedigende Antwort?

An dieser Stelle stimmen wir mit den gläubigen Juden überein, die uns darauf hinweisen, dass der Messias erst dann endgültig gekommen ist, wenn es keine Bosheit, kein Leiden und keine Sinnlosigkeit mehr gibt. Mit unseren jüdischen Schwestern und Brüdern dürfen wir deshalb voll Sehnsucht rufen: „Komm Herr, komme bald!“ Doch wir glauben, schon zu wissen, wen wir erwarten. Wir kennen seinen Namen und seine menschliche Geschichte. Wir haben seine Botschaft bereits gehört – und erfahren immer wieder seine Nähe und Gegenwart. Darum vertrauen wir auch darauf, dass er wiederkommen und alles vollenden wird. Ein neuer Himmel und eine neue Erde sind uns verheißen.

Wir feiern Weihnachten. Damit haben wir jedes Jahr die Möglichkeit, einen zentralen Satz unseres Glaubensbekenntnisses tiefer bei uns ankommen zu lassen: „Incarnatus est – er hat Fleisch angenommen“. Wir feiern, dass Gott in unserer Welt angekommen ist – damals in Palästina. Wir vergewissern uns, dass er mitten unter uns ist – hier und heute, in diesem Gottesdienst, in jedem und jeder von uns. Und wir strecken uns sehnsüchtig und hoffnungsvoll nach seiner endgültigen Ankunft aus. Das kann uns helfen, auch jetzt schon voll Freude in dieser Welt zu leben.

„Brecht in Jubel aus, jauchzt zusammen, ihr Trümmer Jerusalems!“ – so haben wir in der ersten Lesung aus Jesaja gehört. „Denn der Herr hat sein Volk getröstet, er hat Jerusalem erlöst... alle Enden der Erde werden das Heil unseres Gottes sehen“ (Jes 52, 9f.).

# „Zeichen der Zeit“

Predigt zu Epiphanie 2020

## 1.

Woran orientieren sich Menschen? Wer mit dem Auto unterwegs ist, befragt heutzutage meistens seinen Navigator. Ebenso erkunden viele, die zu Fuß gehen, inzwischen eine ihnen fremde Stadt mit Hilfe ihres Smartphones.

Zu diesen äußeren Orientierungen kommt die innere Suche hinzu. Gerade jetzt in der Weihnachtszeit und zu Beginn des neuen Jahres fragen sich viele Menschen, woran sie sich halten können und worauf sie sich ausrichten sollen. Und da gibt es eine Fülle von Möglichkeiten zwischen „Säkularisierung, Esoterik und Patchworkglauben“, wie es auf einer Homepage heißt ([www.brgdomath.com](http://www.brgdomath.com)). Siebzig Prozent der Deutschen sind derzeit Mitglied einer Kirche oder einer religiösen Vereinigung; bei den Christen unter 30 Jahren hält aber nur die Hälfte die Existenz Gottes für entscheidend. Worauf gründet sich ihr Glaube, wenn nicht auf Gott?



Starnsinger der Kathedralpfarre St. Sebastian

Für viele ist es die Familie, die ihnen Halt und Orientierung gibt. Andere orientieren sich an den Gesetzen der Natur, wieder andere an den Ergebnissen der Wissenschaft. Manche belegen Kurse, in denen sie Anleitungen zur Achtsamkeit oder zur Meditation bekommen. Wieder andere schauen auf Horoskope oder rufen bei „Astro TV“ an und hoffen, von dort eine persönliche Orientierung zu bekommen.



Ebbe und Flut haben seit Anbeginn das Leben auf Erden beeinflusst. Als Zeichen der Zeit sind sie nicht immer eindeutig, aber sie geben Orientierung.

Nicht wenige sehen ihren Sinn darin, sich aktiv für Gerechtigkeit und Frieden zu engagieren, oder für Menschen, die in Not sind. Und wieder andere erhoffen sich angesichts der vielen Krisen in unserer Welt eine charismatische Persönlichkeit, die ihnen zeigt, wo es lang geht.

Ja, wir leben in einer Zeit, in der sich die Welt rasant verändert. Alles wird immer komplexer und unübersichtlicher. Mehr denn je brauchen wir Fixpunkte, die uns den Weg durch das Dickicht an immer neuen Informationen, Möglichkeiten und Gefahren weisen.

Diese Sehnsucht, sich in der Welt zurechtzufinden, ist natürlich keineswegs nur ein modernes Phänomen. Die Forschung geht davon aus,

dass Menschen schon vor 120.000 Jahren nach Zeichen gesucht haben, die ihnen Orientierung geben. Auch im heutigen Evangelium werden uns solche Bemühungen vor Augen geführt (Mt 2,1-12). Sterndeuter aus dem Osten haben einen neuen Stern entdeckt. Sie ahnen, dass er sie zu der Wahrheit weisen könnte, nach der sie forschen. Der Stern wird für sie zu einem „Lockruf der Gnade“ (Zweites Vatikanum, PO 18).

## 2.

Indem diese Sterndeuter ihrer Suche auf den Grund gehen, finden sie das Kind in der Krippe, den Retter der Welt. Dabei zeigt sich im Nachhinein, dass Gott sie auf diesen Weg geführt hat. Denn Gott spricht nicht nur durch sein Wort, das uns überliefert ist, sondern auch durch die Erfahrungen, die wir Menschen machen. Er spricht in unseren Wünschen und Sehnsüchten, und er spricht durch die Ereignisse in der Welt.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat für dieses oft verborgene Wirken Gottes den Begriff „Zeichen der Zeit“ geprägt. Die Kirche habe, so heißt es da, „allzeit die Pflicht, nach den Zeichen der Zeit zu forschen ... und in den Ereignissen, Bedürfnissen und Wünschen der Menschen ... zu unterscheiden, was wahre Zeichen der Gegenwart und Absicht Gottes sind“ (GS 4 / GS 11).

Denn es ist ja nicht alles und jedes gleich schon ein „Zeichen der Zeit“. Solche Zeichen sind nicht immer eindeutig. Wo zeigt sich z.B. Gott in der heutigen Suche so vieler Menschen nach Orientierung? Was steckt in der Sehnsucht vieler Menschen nach Achtsamkeit? Führt diese zu größerer Tiefe und Reife, zu einem liebevolleren Umgang mit anderen und mit der ganzen Schöpfung? Oder führt sie dazu, dass der Mensch bei sich selbst stehen bleibt? Und was ist mit der medizinisch-technischen Entwicklung, mit der immer mehr machbar erscheint? Was daran dient dem Leben – und wo geht es eher darum, unsere Endlichkeit zu verdrängen? Ja, „manches, was Frieden, Wohlergehen oder Freiheit verspricht, erweist sich in Wirklichkeit als gefährlich und zerstörerisch“ (Daniel Kosch).

Das heißt nun aber keinesfalls, dass wir Christen von vornherein skeptisch sein sollten, wenn etwas nicht unserer eigenen Überzeugung entspricht. Schon Papst Johannes XXIII. hat vor den „Unglückspropheten“ gewarnt, 82

die überall nur Missstände und Fehlentwicklungen wittern. Gott spricht zu anderen Menschen ja vielleicht gerade auch in Bildern und Vorstellungen, die uns fremd sind. Seine Gnade wirkt auch außerhalb der Kirchenmauern. Nicht umsonst bitten wir im IV. Kanon des Hochgebets: „...für die hier versammelte Gemeinde, ... für dein ganzes Volk und für alle Menschen, die mit lauterem Herzen dich suchen.“ Deshalb gilt es, in dem, was die Menschen um uns herum bewegt, in dem, was ihnen Orientierung gibt, die Spuren Gottes zu erkennen. Auch sie sind Gottes geliebte Töchter und Söhne.

### 3.

Ein solcher Blick auf die Wirklichkeit ist dann auch alles andere als eine – wie man von manchen Personen hören kann – billige „Anpassung an den Zeitgeist“. Sie halten bestimmte Traditionen für heilig und verteufeln von vornherein jegliche Reformversuche. Hierbei sollte man sehr gut differenzieren. Hilfreich ist dazu, was der französische Theologe Yves Congar einmal zu bedenken gegeben hat. Er unterscheidet nämlich zwischen der Tradition und den Traditionen. Unter der einzigartigen Tradition versteht er die unüberbietbare Offenbarung Gottes in Jesus Christus, die kontinuierlich, treu und lebendig durch den wechselvollen Lauf der Geschichte weiterzugeben ist. Dazu genügt es aber nicht, die bisherigen Glaubenslehren und kirchenrechtliche Vorgaben einfach nur zu wiederholen oder Riten fehlerfrei nachzuvollziehen. Notwendig ist es vielmehr, die christliche Botschaft immer wieder in veränderte Verhältnisse neu zu übersetzen und möglichst vielen verständlich zu machen. Um wirklich apostolisch zu bleiben, braucht es die ständige Erneuerung im heiligen Geist, muss nicht nur darauf geachtet werden, was Jesus gewollt hat, sondern auch, „was die jeweilige Zeit von uns verlangt“ (Bernhard von Clairvaux). Dabei können Sitten und Bräuche entstehen, die dem Glauben im jeweiligen Kontext einen lebendigen Ausdruck verleihen, für die Nachwelt aber nicht unbedingt erforderlich oder bedeutsam bleiben müssen. In vielen solcher geschichtlich und kulturell bedingten Traditionen kam sicher die wahre Tradition zum Tragen; andererseits spiegeln sie gewissermaßen aber auch den Zeitgeist vergangener Epochen wider und sind durchaus veränderbar. Dazu gehört z.B. das Weihnachtsfest am 25. Dezember. Dieses Datum wurde im 4. Jahrhundert festgelegt, vom damaligen Zeitgeist beeinflusst als Reaktion auf ein heidnisches Fest, das am selben Tag stattfand.

Weihnachten könnte also ohne weiteres in den Sommer verschoben werden, ohne dass etwas Wesentliches unseres Glaubens angetastet werden würde. Wenn man in die Weltkirche schaut, feiern unzählige Christen Weihnachten auch nie im Winter.

Liebe Schwestern und Brüder, schauen wir also genau auf unsere Zeit und auf unsere Welt. Welche Veränderungen sind auch in unserer Kirche notwendig? Verantwortungsbewusste Überlegungen und Entscheidungen sind erforderlich. Und das Evangelium ist dabei das Gewissen der Kirche. Es hilft uns zu erkennen, ob wir in der lebendigen Tradition der Apostel treu zu Jesus Christus stehen oder uns eher in sehr irdischen Ausdrucksformen und Denkweisen verkrampfen. Auf keinen Fall ist das, was vom Zeitgeist vergangener Jahrhunderte geprägt wurde, von vornherein besser als das, wozu uns heutige Erfordernisse und Möglichkeiten führen können. Auch heute ist der sogenannte Zeitgeist nicht nur ein negatives Phänomen. In ihm, mit ihm und durch ihn kann nämlich immer noch der Heilige Geist wirken und uns als Kirche etwas sagen. Halten wir Ausschau nach den „Zeichen der Zeit“. Prüfen wir, inwieweit sich Gott in ihnen verbirgt. Schließlich singt auch die orthodoxe Kirche zu Weihnachten: „Einem Stern schienen die Magier nach Meinung der Menschen zu folgen, doch in Wirklichkeit führte sie Gottes liebende und rettende Kraft“. Den Menschen diese liebende und rettende Kraft zu erschließen und mit ihnen zusammen eine Lösung für die wichtigsten Fragen unserer Zeit zu suchen (vgl. GS 10 und 41): dafür sind wir als Kirche da.

# Tätige Nächstenliebe

Predigt zur Einführung von Caritasdirektorin Cornelia Piekarski  
am 7. Januar 2020

**„Wer zu Gott geht, wird den Menschen erst wirklich nahe“**

„Was halten Sie vom Christentum?“ Auf diese Frage hat der Literaturnobelpreisträger Heinrich Böll, der unverdächtig war, anderen nach dem Mund zu reden, und auch kirchliche Würdenträger von seiner Kritik nicht ausgenommen hat, einmal geantwortet: „Selbst die allerschlechteste christliche Welt würde ich der besten heidnischen vorziehen“. Denn in einer vom Christentum geprägten Welt – so Heinrich Böll weiter – „gibt es Raum für die, denen keine heidnische Welt je Raum gab: für Krüppel und Kranke, Alte und Schwache“ „Und ich empfehle es“ – so seine Einladung zu einem Gedankenexperiment – „der Nachdenklichkeit und Vorstellungskraft der Zeitgenossen, sich eine Welt vorzustellen, auf der es Christus nicht gegeben hätte. Ich glaube, dass eine Welt ohne Christus selbst die Atheisten zu Adventisten machen würde.“



Dr. Norbert Hahn, Vorsitzender des Aufsichtsrates im DICV begrüßt  
Caritasdirektorin Cornelia Piekarski

Wie kommt Heinrich Böll zu einer solchen radikalen These? Beweist nicht das soziale Engagement so vieler Menschen, die keiner Kirche angehören, das Gegenteil? Selbstverständlich finden sich überall Menschen mit wachen Augen und einem offenen Herzen, die die Not anderer nicht

kalt lässt und die deshalb etwas tun wollen. Nach wie vor scheint der christliche Glaube aber auf diesem Feld eine besondere Rolle zu spielen. Menschen, die einer der Kirchen angehören, sind deutlich höher motiviert, sich für andere – ihr Leben und ihre Würde – einzusetzen, als es im Schnitt der Bevölkerung der Fall ist. Den Nächsten zu lieben und ihm zu dienen, gehört nämlich zutiefst zu unserem christlichen Glauben.

Im Gegensatz zur antiken Auffassung beginnt das Christentum damit, den einzelnen Menschen auf ganz neue Weise zu sehen. Plötzlich sind es nicht mehr Helden und Halbgötter, die im Mittelpunkt stehen. Wer das Neue Testament aufschlägt, dem begegnen dort ganz andere Geschichten: Nicht die Edlen und Vollkommenen stehen im Vordergrund, sondern Arme, Kranke und Ausgegrenzte spielen die Hauptrolle. Schon in der frühen Kirche wurde die tätige Nächstenliebe ein entscheidendes Kennzeichen einer christlichen Gemeinde, das viele beeindruckt hat.

Unter ihnen war der römische Kaiser Julian, der im 4. Jahrhundert lebte. Christlicherseits hat er den Beinamen „Apostata“ zugelegt bekommen: „Abtrünniger“. Denn obwohl die gesellschaftspolitische Wende zum Christentum bereits erfolgt und er schon christlich erzogen war, versuchte er doch noch einmal, die alte römische Religion, also das Heidentum, wieder herzustellen. Dafür machte er aber bedeutende Anleihen beim Christentum: Er wollte, dass die neuen heidnischen Priester die Kirche gerade in ihrer Liebestätigkeit nachahmen, ja sogar übertreffen sollten. Entscheidendes Kriterium für die Religion sollte also die Praxis der Nächstenliebe sein. Damit ist er jedoch gescheitert, denn die heidnische Religiosität war und blieb individualistisch und formalistisch, dem Kult verhaftet und nicht auf Nächstenliebe und sozial-karitatives Engagement ausgerichtet.

Die Gottesoffenbarungen des Alten und Neuen Testaments sind aber eindeutig: Zu wahrer Religion gehört neben der Verehrung Gottes und der Liebe zu ihm auch die Liebe zu den Menschen – und zwar zu allen Menschen. „Wer nicht liebt, bleibt im Tod“, heißt es im ersten Johannesbrief (3,14). Unser Glaube braucht also für seinen Vollzug ganz notwendig den Dienst an den Menschen. „Wer zu Gott geht, geht nicht weg von den Menschen, sondern wird ihnen erst wirklich nahe“ (Papst Benedikt XVI., *Deus caritas est*, 42). Allerdings musste und muss sich die Kirche angesichts gegenteiliger Entwicklungen immer wieder daran erinnern

lassen, dass sie nicht andere beherrschen soll, sondern die Verpflichtung hat, Anwältin der Schwachen und Rechtlosen zu sein.

### **„Den Mantel teilen“ oder „eine Mantelfabrik aufbauen“?**

In der Caritas wird ein solches „Liebestun der Kirche“ ganz besonders sichtbar. Das beeindruckt auch Nichtchristen. „Ich selbst“ – so habe ich einmal eine Frau sagen hören – „gehe zwar nicht in die Kirche – aber die Caritas ist in Ordnung. Die meinen es gut mit den Menschen.“ Aufschlussreich ist hierbei auch das Ergebnis einer aktuellen Befragung, welche Institutionen in Deutschland am meisten zum Gemeinwohl beitragen. Die diakonischen Hilfswerke gelangten dabei relativ weit nach vorn – die Caritas z.B. auf Platz 14. Die katholische Kirche insgesamt kam hingegen nur auf Platz 102. Ihr trauen die Menschen derzeit offenbar kaum zu, sich in guter Weise für das Gemeinwohl zu engagieren. Das hat sicher vor allem mit den furchtbaren Missständen zu tun, die in den letzten Jahren ans Licht kamen. Es wirft aber auch einen Blick darauf, dass es für viele offensichtlich eine Kluft zwischen einer kirchlichen Organisation wie der Caritas und ihrem eigentlichen Träger, der Kirche, gibt. Man bringt beide nicht miteinander in Verbindung.

In eine ähnliche Richtung weist auch das Ergebnis einer Fernsehdiskussion, die vor einigen Jahren stattfand. Dort wurde die Frage gestellt, was der heilige Martin denn wohl heute machen würde, wenn er einen Bettler trifft. Die Antwort war: er würde wahrscheinlich nicht mehr seinen Mantel teilen, sondern eine Mantelfabrik aufbauen.

Auf ein solches Entweder-Oder von „Mantel-Teilen“ oder „Mantelfabrik-Bauen“ hat sich die kirchliche Praxis der Nächstenliebe allerdings nie eingelassen. Schon früh gab es einerseits so etwas wie eine „institutionalisierte Diakonie“, um die Zuwendung zu den Bedürftigen kompetent und sozusagen „amtlich“ zu organisieren und sie nicht dem Zufall zu überlassen. Andererseits hat sich Kirche auch von Anfang an in all den Einzelnen verwirklicht, die ganz unspektakulär mit offenen Augen und Herzen auf die Not reagieren, die sie in ihrem unmittelbaren Umfeld wahrnehmen. Gerade heute – angesichts der Not unseres Sozialstaates und angesichts der Veränderungen in unseren kirchlichen Gemeinden – braucht es verstärkt ein solches kreatives und entschiedenes Engagement vor Ort.

„Mantel“ oder „Mantelfabrik“: das ist also nicht die Frage, um die es geht. Glauben und Handeln, Professionalität und Zivilcourage, Gebet und Einsatz für die anderen gehören für die ganze Kirche untrennbar zusammen.

### **Diakonisch Kirche sein**

In diesem Sinne hat Jesus selbst aus der Liebe Gottes gelebt und seine Barmherzigkeit nicht nur verkündet, sondern sie selbst verkörpert, wie wir es auch im heutigen Evangelium gehört haben. Ein einzelner Blinder oder Lahmer, eine einzelne kranke Frau, ein einzelner Zöllner haben ihn mehr interessiert als eine Audienz mit den „Großen“ und Mächtigen seiner Zeit. Er hat diejenigen ins Zentrum seines Handelns und ins Zentrum seiner Rede von Gott gestellt, die der Liebe bedürftig haben.

Das hat Konsequenzen für unseren kirchlichen Auftrag, gerade in einer Umgebung, in der wir schon seit Generationen eine religiöse Minderheit bilden. Viele unserer Mitbürgerinnen und Mitbürger sind nicht bewusst antikirchlich oder antiklerikal, für sie ist Religion aber – wie Julia Knop formuliert – „keine Kategorie der Selbstdefinition“ mehr.

Angesichts einer solchen Situation „eröffnen sich“ jedoch „neue und durchaus andere Chancen, kirchliche und christliche Identität zu ver-



stehen, zu gestalten und zu reflektieren". Wir werden dazu herausgefordert, im Sinne Jesu eine diakonische Kirche zu sein. Sämtliche Handlungen sollen die Zuwendung Gottes zu den Menschen zum Ausdruck bringen und ihnen ohne kirchliche Eigeninteressen uneigennützig dienen. Zum anderen sollte man sich bei jeglichem diakonischen Handeln „vor der Gefahr eines gönnerhaften Paternalismus" hüten, nicht „von oben herab" und mit fertigen Konzepten auf die Menschen zugehen, sondern sich an ihrer Wirklichkeit, an ihren Hoffnungen und an ihren Bedürfnissen orientieren. Die Werke der Barmherzigkeit folgen dann nicht irgendwelchen Statuten, Programmen oder Anordnungen kirchlicher Ämter und Einrichtungen, sondern den konkreten Bedürfnissen Notleidender und Verunsicherter, Suchender und Interessierter, an allen möglichen Orten und zu allen möglichen Gelegenheiten, inmitten von Christen wie von Nichtchristen. Dieser Auftrag gilt der Kirche als Ganzer. „Der Liebesdienst ist für die Kirche nicht eine Art Wohlfahrtsaktivität, die man auch anderen überlassen könnte, sondern er gehört zu ihrem Wesen..." (Deus caritas est, 25).

Noch ein ganz eigenes Gesicht erhält er durch die Caritas. Auf dem Boden der Katholischen Soziallehre hat Lorenz Werthmann Ende des 19. Jahrhunderts den Verband gegründet, um aus christlicher Gesinnung in die Gesellschaft hinein zu wirken und sie mitzugestalten. Deshalb bringt sich der Verband immer wieder auch in die politische Diskussion ein.

Das ist auch, liebe Frau Piekarski, eines Ihrer erklärten Anliegen. Sie haben sich zu einer klaren und eindeutigen Positionierung zu sozialpolitischen Themen bekannt – und dies immer auf der Grundlage der christlichen Botschaft, die Sie durch den konkreten Einsatz für die Menschen in unserem Bistum erlebbar werden lassen möchten. Dazu bringen Sie viel Erfahrung und eine breite Fachkenntnis in unterschiedlichen Feldern der sozialen Arbeit mit. Liebe Frau Piekarski, seien Sie herzlich willkommen! Wir freuen uns auf Sie! Möge Ihnen aus dem Glauben die Kraft zuwachsen, sich leidenschaftlich und gelassen zugleich für all diejenigen zu engagieren, die in Not sind – und dadurch in unserer Welt etwas von der Güte aufscheinen zu lassen, die nur von Gott selbst kommen kann. Ich bin dankbar, dass viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Caritas bereits in diesem Sinne handeln, und wünsche Ihnen allen Gottes reichen Segen für den weiteren gemeinsamen Weg.

# Dank und Jubel über Gottes Kommen

Geistliches Wort zum ersten Winter-Orgelpunkt  
am 12. Januar 2020 in der Kathedrale St. Sebastian

Sehr geehrte Damen und Herren,  
liebe Schwestern und Brüder,

als katholischer Bischof von Magdeburg begrüße ich Sie herzlich zum allerersten Winter-Orgelpunkt hier in der Kathedrale St. Sebastian. Schon seit vielen Jahren erfreut sich die Konzertreihe „Orgelpunkt“, die unter der künstlerischen und organisatorischen Leitung von Herrn Winfried Willems im Magdeburger Dom von Mai bis September veranstaltet wird, einer außerordentlichen Beliebtheit. Davon inspiriert und ökumenisch abgestimmt hat sich das Kathedralkapitel von St. Sebastian entschlossen, in Ergänzung dazu ein ähnliches Angebot auch für die Monate Januar und Februar sowie von September bis November zu ermöglichen. Diese neue Konzertreihe – „Winter-Orgelpunkt“ genannt – steht unter der künstlerischen Leitung von Kathedralmusiker Matthias Mück. Er eröffnet sie heute auch persönlich mit einer „Musik zum Ende der Weihnachtszeit“.

**NEUE KONZERTREIHE**

**WINTER Orgelpunkt 2020**  
Kathedrale St. Sebastian  
Magdeburg

sonntags  
16 Uhr

**Jan. – Feb.**

**12.01.**  
Musik zum Ende der  
Weihnachtszeit  
Matthias Mück Orgel, Magdeburg

**19.01.**  
"Barock und Romantik"  
Krzysztof Klaj Orgel, Gniesz (Polen)

**26.01.**  
Kammermusik im  
Hohen Chor  
Karl Schöcker Barockboe, Köln  
Matthias Mück Truhenorgel

**02.02.**  
"Prozession und Tanz"  
Jacobus Gladziwa Orgel, Berlin

**09.02.**  
"Musik aus dem Erzgebirge  
und Sachsen"  
Enrico Langer Orgel, Ehrenfriedersdorf

**16.02.**  
"Bach bis zeitgenössische  
Musik"  
Yuri Matsuzaki Querflöte, Arnaberg-Buchholz  
Jihoon Song Orgel, Magdeburg

**23.02.**  
"Faschingsmusik"  
Mag. Ronald Peter Orgel,  
Krems (Österreich)

**Eintritt frei!**  
Die Kirche ist geheiligt.

Weitere Konzert-Informationen:  
[www.kathedralmusik.de](http://www.kathedralmusik.de)

STIFTUM MAGDEBURG  
KATHEDRALKAPITEL

Manche werden sich vielleicht wundern. Ist Weihnachten nicht schon längst vorbei? Nein, für Christen endet die Weihnachtszeit nicht mit 90

dem 26. Dezember, sondern geht noch weiter, für uns Katholiken bis zum heutigen Tag, dem Fest der Taufe Jesu. Vor der letzten großen Liturgiereform erstreckte sie sich sogar bis zum 2. Februar, dem Fest der Darstellung des Herrn oder auch als „Lichtmess“ bezeichnet.

Das zeigt, welchen Stellenwert das Geheimnis von Weihnachten für uns hat. Wir glauben, dass mit der Geburt des Juden Jesus von Nazareth Gott selbst in unsere Welt gekommen ist. Viele haben sich sein Erscheinen ganz anders erhofft und vorgestellt: auf jeden Fall nicht arm und hilflos. Damit durchkreuzt er alle Vorstellungen und Bilder, die sich Menschen von ihm machen. Nirgends aber ist er uns näher als in den Tiefen der Ohnmacht. Keine menschliche Erfahrung gibt es, die er nicht mit uns teilt. Er bleibt ein unendliches Geheimnis und ist uns doch zutiefst zugetan. „Ich werde geliebt, also bin ich“, könnte eine beglückende Weihnachtserfahrung und -erkenntnis sein: nicht nur eventuell und zeitweise durch einzelne Menschen, sondern sogar und dauerhaft durch Gott.

Diese Zuversicht spiegelt sich auch in den Werken nieder, die wir jetzt hören werden, zunächst an der Chororgel und dann an der Hauptorgel.

Jan Pieterszoon Sweelinck verarbeitet einen gregorianischen Eingangsgesang zu Weihnachten in verschiedenen Variationen: „Puer natus est nobis“ – „Ein Kind ist uns geboren“.

Die Choralbearbeitung „Gelobet seist du Jesu Christ“ von Dietrich Buxtehude vertont das wohl älteste Weihnachtslied. Der Text stammt aus der Zeit um 1380, die Melodie von Martin Luther.

Es folgen dann Choräle von Johann Sebastian Bach zum Jahreswechsel, während sein Großes Präludium und die Fuge das Motiv des Epiphaniestages vom 6. Januar aufgreifen. Davor werden Sie noch unterschiedliche Variationen französischer Kirchenlieder hören, sogenannte „Noëls“, und dann das Werk eines weiteren französischen Komponisten.

Den Abschluss des Konzerts bildet ein weltbekanntes Stück: „O du fröhliche“, das der frühere Münchener Domorganist Franz Lehndorfer in ideenreichen Variationen vertont hat.



Den Komponisten aus diesen ganz unterschiedlichen Epochen ist eines gemeinsam: Sie wollen den Dank und den Jubel über das Kommen Gottes in unsere Welt zum Ausdruck bringen. Kein geringerer als Johann Sebastian Bach war sogar davon überzeugt, dass die Kirchenmusik von Gott selbst angeordnet worden ist. Sie ist für ihn göttlichen Ursprungs und eine Gabe an uns Menschen. Für Bach traf dies in besonderem Maße auf die Orgelmusik zu. Nicht umsonst ist auch die Orgel im Laufe der Kirchengeschichte zur „Königin der Instrumente“ geworden.

Durch die Musik – und wohl besonders durch die Orgelmusik – werden wir tief in unserem Inneren auf eine Weise angerührt, die sich dem rationalen Begreifen entzieht. Musik eröffnet Welten, die unseren Horizont überschreiten und zu Staunen und Dankbarkeit führen. Sie ist, wie Martin Luther einmal schrieb, „die Regiererin aller Bewegungen des Herzens“, weil sie „die Traurigen fröhlich, die Fröhlichen traurig, die Verzagten herzhaft zu machen“ vermag.

Möge das heutige Konzert des ersten Winter-Orgelpunktes Ihre Herzen in diesem Sinne ergreifen und Sie mit Freude und Dank erfüllen.

# „Sei gut, Mensch!“

Ansprache zum Neujahrsempfang am 25. Januar 2020

Ein alter Rabbi fragte einst seine Schüler, wie man die Stunde bestimmt, in der die Nacht endet und der Tag beginnt. „Ist es, wenn man von weitem einen Hund von einem Schaf unterscheiden kann?“, fragte einer seiner Schüler. „Nein“, sagte der Rabbi. „Ist es, wenn man einen Apfelbaum von einer Birke unterscheiden kann?“, fragte ein anderer. „Nein“, sagte der Rabbi. „Aber wann ist es dann?“, fragten die Schüler. „Es ist dann, wenn du in das Gesicht irgendeines Menschen blicken kannst und darin deine Schwester oder deinen Bruder siehst. Bis dahin ist die Nacht noch bei uns.“

Liebe Schwestern und Brüder, im Angesicht eines anderen Menschen die Schwester oder den Bruder zu erkennen: das ist es, was Sie, die ich zum heutigen Neujahrsempfang eingeladen habe, tagtäglich versuchen. Wie uns vorhin erzählt und vor Augen gestellt wurde, kann man auf einer Reise durch unser Bistum sehen, dass es von Nord nach Süd und von Ost nach West überall Einrichtungen, Projekte und Einzelne gibt, die sich für andere Menschen einsetzen, vor allem für Notleidende aller Art. Flächendeckend gibt es professionelle oder von Professionellen begleitete Angebote, die gratis in Anspruch genommen werden können.

Dieser Dienst am Leben und an der Würde der Menschen scheint mir in unserer Zeit notwendiger denn je zu sein. Es gibt, so heißt es in der Caritas-Kampagne 2020, „immer lauter werdende, menschenverachtende und intolerante Gruppen und Organisationen“. Dies gefährdet aber den Zusammenhalt unserer Gesellschaft. Mehr denn je braucht es Zeichen der Solidarität und der Nächstenliebe. Doch solidarisch handelnde Menschen sind derzeit oft Stalking und Beschimpfungen, wenn nicht gar Hassparolen ausgesetzt und werden als „Gutmenschen“ diffamiert. Umso wichtiger ist die Anerkennung und Ermutigung all derer, die sich in ihrem Engagement nicht beirren lassen. „Sei gut, Mensch!“ – so hat die Caritas deshalb ihre diesjährige Kampagne überschrieben.

Auch mir ist es ein Anliegen, gerade in diesem Jahr einmal all diejenigen zu ehren, die jeden Tag neu – ungeachtet möglicher Diffamierungen –

im Gesicht anderer ihre Schwester und ihren Bruder erkennen, deren Not sehen und handeln. Zusammen mit Bischof em. Leo, dem Generalvikar, dem Domkapitel, den Dechanten und den Vertreterinnen und Vertretern der verschiedenen Räte unseres Bistums heiÙe ich Sie alle herzlich willkommen.

- Ich begrüÙe Herrn Klaus Skalitz, der gestern als Direktor des Diözesancaritasverbandes in den Ruhestand verabschiedet wurde. Seine Nachfolge hat Frau Cornelia Piekarski angetreten; am 7. Januar ist Sie in ihren neuen Dienst eingeführt worden. Frau Piekarski bringt langjährige Erfahrungen in unterschiedlichen Feldern der sozialen Arbeit mit. Ich freue mich auf die Zusammenarbeit mit Ihnen und wünsche Ihnen weiterhin einen guten Anlauf, viel Erfolg und Gottes reichen Segen.
- Aus der Geschäftsstelle des Diözesancaritasverbandes begrüÙe ich heute auch den Vorstand, den Aufsichtsrat, verschiedene Abteilungs- und Bereichsleiterinnen und -leiter, ebenso die Leiterinnen und Leiter aus den Regionalcaritasverbänden, den Verbänden der Dekanate und der verschiedenen Caritas-Einrichtungen unseres Bistums.
- Ich begrüÙe die Referats- und Einrichtungsleiterinnen und -leiter der Caritas-Trägersgesellschaft St. Mauritius GmbH (ctm),
- die Verantwortlichen verschiedener Fachverbände, Stiftungen und Einrichtungen – darunter des Malteser-Hilfsdienstes und der Stiftung Netzwerk Leben – und vom Familienbund eine Vertreterin aus der Familienbildungsstätte Naumburg.



- Im Bereich der diakonischen Angebote für Kinder und Jugendliche engagieren sich im Bistum verschiedene Träger. Heute darf ich begrüßen: Schwestern, die im Don-Bosco-Zentrum Magdeburg diakonische Jugendpastoral leisten, eine Vertreterin und einen Vertreter der St. Mauritius Sekundarschule in Halle, die dort das Sozialpraktikum „Compassion“ durchführen, und den Leiter des Thomas-Morus-Hauses, getragen von der Pfarrei St. Marien Genthin.
- Auch weitere Engagierte aus den Pfarreien sind meine Gäste: Herzlich begrüße ich Frauen und Männer, die sich ehrenamtlich in Besuchsdiensten, in Diakoniekreisen, als Hospizbegleiter, Trauerbegleiter und in verschiedenen weiteren diakonischen Feldern engagieren. Sie bilden heute bei weitem die größte Gruppe hier im Saal.
- Und dann habe ich auch unsere Diakone eingeladen, die ja sozusagen amtlich dafür stehen, dass das Gesicht unserer Kirche den Menschen zugewandt ist. Auch Ihnen allen ein herzliches Willkommen.

Ob Sie nun in einem Verband oder einer Einrichtung tätig sind oder sich als Diakon oder ehrenamtlich in Ihrer Gemeinde, Ihrer Pfarrei oder Ihrer Region engagieren: Ihnen allen ist gemeinsam, dass Sie sich vom Evangelium Jesu Christi leiten lassen.



Klaus Tilly überrascht die Gäste mit einem Lastenfahrrad

Ein besonders eindrückliches Beispiel ist die Erzählung vom barmherzigen Samariter. „Wer ist mein Nächster?“ – so lautet die Ausgangsfrage in diesem Gleichnis. Für den jüdischen Gesetzeslehrer ist das durchaus keine primitive Frage gewesen. Bisher hatte für einen frommen Juden als Nächster gegolten, wer zu seinem Volke gehörte. Inzwischen waren aber viele Fremde – also Nichtjuden – eingewandert; und man fragte sich verunsichert: Sind das auch Nächste, die es zu lieben gilt? Jesus ist hier eindeutig: Dein Nächster ist schlicht und einfach, wer deine Hilfe braucht, wer „unter die Räuber gefallen“ ist.

Während die etablierten Personen – Priester und Levit – eher fragen: „Was wird aus mir, wenn ich dem, der unter die Räuber gefallen ist, helfe?“, ist der Samariter, der als Fremder zufällig des Weges kommt, von der Sorge erfüllt: „Was wird aus dem, der da liegt, wenn ich ihm nicht helfe?“ Der Maßstab der Barmherzigkeit sind nicht wir selbst und etwa unsere Berechnung oder Großzügigkeit, sondern ist die Not des anderen. „Wem werde ich zum Nächsten?“ Das ist im Grunde die Antwort Jesu auf die Frage des Gesetzeslehrers, wer denn mein Nächster sei.

Diakonisches Handeln bezieht sich somit zunächst auf den Einzelnen. Es ist unser Auftrag als Christen, im Gesicht des anderen Menschen den Bruder und die Schwester zu erkennen. Und in ihm kommt uns Gott selbst entgegen. Im Angesicht des anderen trifft mich „der Anspruch des Unendlichen“ (E. Levinas). Und das kommt meistens überraschend. Eine aktuelle Herausforderung kann alles verändern. So wusste der barmherzige Samariter am Morgen auch noch nicht, dass er am Abend ein barmherziger Samariter sein würde.

Zum diakonischen Handeln gehört aber noch ein weiteres dazu. „Jesus Christus war nicht nur Diakon, der sich dem einzelnen helfend und heilend zuwendet, sondern auch Prophet. Der Prophet aber spricht (auch) für diejenigen, die keine Stimme haben; er tritt für die ein, die sich selber kein Gehör verschaffen können. Er benennt ungerechte Strukturen und Missstände.“ Deshalb ist uns als Kirche beides aufgetragen: „die diakonisch-dienende und die prophetisch-anwaltliche Rolle“ (Bischof Gebhard Fürst). Gerade der Caritasverband sieht es deshalb seit seiner Gründung im 19. Jahrhundert auch als seine Aufgabe an, aus christlicher Gesinnung in die Gesellschaft hinein zu wirken. Deshalb bringt sich der Verband immer wieder auch in die politische Diskussion ein.

Und schließlich lebt das diakonische Handeln von verschiedenen Berufenen und Aufgaben. Da ist zum einen der professionelle Dienst, dann der Dienst der Ehrenamtlichen und der Dienst der Diakone. Die Kirche braucht all diese Dimensionen, um ihren Auftrag gut erfüllen zu können, um als Ganze „Zeichen und Werkzeug“ des Reiches Gottes zu sein (vgl. LG 1). Es braucht auf der einen Seite die „Samariter im Alltag“ (Caritas-Kampagne 2020), es braucht in unserer Gesellschaft aber auch spezifisch ausgebildete und beruflich kompetente Menschen. Diese können die Ehrenamtlichen wiederum ermutigen, begleiten und unterstützen. In einer Zeit, in der sich die Gestalt unserer Gemeinden und Pfarreien tiefgreifend verändert, wird dieses Zueinander von professioneller und gemeindlicher Caritas immer bedeutsamer, damit auch gerade die Kirche vor Ort eine diakonische Kirche sein kann. Und in alledem bedarf es auch des Amtes des Diakons – und warum nicht eines Tages auch der Diakonin? – die zeichenhaft diesen Auftrag der Kirche verkörpern.

Damit bestimmen Sie alle, die Sie heute hier sind, auf Ihre Weise deutlich das Gesicht von Kirche in unserer Gesellschaft und tragen so dazu bei, dass sie wieder glaubwürdiger werden kann. Diese Glaubwürdigkeit hat die Kirche ja durch vielfaches eigenes Verschulden verloren. Das Zentralkomitee der Deutschen Katholiken und die Deutsche Bischofskonferenz haben deshalb den Synodalen Weg in Gang gesetzt, um gemeinsam neue Wege für unseren Glauben und unsere Kirche zu finden. Diesen Weg unterstütze ich ausdrücklich. Er geht uns alle an. Ich bin davon überzeugt, dass die Krise unserer Kirche, die wir ja überall auch vor Ort erleben, eine Herausforderung ist, vor die Gott uns stellt. Wir können nicht einfach so weiter machen, wie wir es jahrzehntelang gewohnt waren. Die „Kirche der Zukunft“ muss, wenn sie ihrer Bestimmung gerecht werden will, in unserer säkularen Gesellschaft vor allem „eine diakonische Kirche“ sein. Das betrifft aber alle ihre Vollzüge, neben dem sozial-caritativen Dienst auch die Verkündigung in all ihren Formen und den Gottesdienst. Überall geht es darum, den Menschen so zu begegnen, dass sie durch uns mit dem Geheimnis Gottes in Berührung kommen können, ohne dabei vereinnahmt zu werden.

Liebe Schwestern und Brüder, wie bestimmt man die Stunde, in der die Nacht endet und der Tag beginnt? „Es ist dann, wenn du in das Gesicht irgendeines Menschen blicken kannst und darin deine Schwester oder deinen Bruder siehst“. Sie alle tragen auf Ihre Weise dazu bei, dass die

Nacht endet und der Tag beginnt. Sie tragen dazu bei, dass wir auch in Zukunft friedlich und gerecht miteinander in dieser unserer Gesellschaft leben können. Dafür sei Ihnen heute einmal ausdrücklich und von Herzen gedankt. Möge Ihnen immer neu die Kraft zuwachsen, sich leidenschaftlich und gelassen zugleich zu engagieren – und mögen Sie selbst in der Begegnung mit denen, für die Sie da sind, reich beschenkt werden.



# „Synodaler werden“

Brief zur österlichen Bußzeit 2020

Liebe Schwestern und Brüder, dass unsere Kirche in einer tiefen Krise steckt, ist unübersehbar. Schon seit längerem machen uns die zurückgehende Zahl von Gläubigen und der Priestermangel zu schaffen. Viele Menschen wenden sich inzwischen bewusst von ihr ab oder finden keinen Zugang mehr zu ihr. Das hat sicher verschiedene Gründe. Vor allem aber liegt es wohl daran, dass die Kirche durch den Skandal des sexuellen Missbrauchs an Glaubwürdigkeit verloren hat, und zwar nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch unter ihren eigenen Mitgliedern. Allein im letzten Jahr sind im Bereich unseres Bistums 976 davon aus unserer Kirche ausgetreten.

Ganz offensichtlich haben wir als katholische Christen derzeit massive Schwierigkeiten, unserem Auftrag gerecht zu werden: getaufte wie ungetaufte Menschen mit dem Geheimnis Gottes in Berührung zu bringen. Stattdessen wurde auf vielfältige Weise Macht missbraucht und Menschen Gewalt angetan. Dadurch aber ist das Evangelium nicht nur verdunkelt, sondern sogar verraten worden. Umkehr und Erneuerung sind vonnöten.

Deshalb haben wir Bischöfe zusammen mit dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken den sogenannten Synodalen Weg ins Leben gerufen. Gemeinsam wollen wir uns den aufgeworfenen Herausforderungen stellen und Lösungsmöglichkeiten suchen. Dazu brauchen wir Diskussionen, in denen ohne Tabus über alles, was unter den Nägeln brennt, geredet werden kann. Dazu gehören aber auch verbindliche Beschlüsse, um konkrete Reformprojekte angehen zu können.

Mit dem ersten Advent hat dieser Weg, der auf zwei Jahre angelegt ist, offiziell begonnen. Zu ihm gehören insgesamt vier Vollversammlungen mit 230 Delegierten sowie weitere sogenannte Synodalforen, in denen Textentwürfe erarbeitet und die Debatten vorbereitet werden. Dabei geht es um folgende Konfliktfelder: „Macht und Gewaltenteilung in der Kirche“, „Leben in gelingenden Beziehungen – Liebe leben in Sexualität und Partnerschaft“, „Priesterliche Existenz heute“ und „Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche“. Das alles sind keine nebensächlichen

Themen, sondern Umschreibungen, die den Nerv gegenwärtiger Nöte und Erwartungen treffen.

Das wurde auch vor vier Wochen bei der ersten Synodalversammlung deutlich. Neben mir haben daran aus unserem Bistum Pfarrer Christian Kobert, Frau Regina Masur, Frau Franziska Kleiner und Mara Klein teilgenommen. Diese werden auch in den Synodalforen mitarbeiten. Außerdem wurde Frau Dr. Friederike Maier noch zusätzlich in das Forum



Pfarrer Christian Kobert

„Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche“ gewählt. Insgesamt habe ich auf dieser Versammlung eine große Offenheit erlebt und die Bereitschaft gespürt, wirklich aufeinander zu hören.

Zugleich sind dabei aber auch Differenzen ans Licht gekommen, von denen man schon im Vorfeld hören und lesen konnte. Unnötige Gegensätze wurden aufgebaut: Evangelisierung statt Strukturreformen, Einheit mit der Weltkirche statt nationaler Sonderweg, ewige Wahrheit statt moderner Zeitgeist, hierarchische Kirchenverfassung statt demokratische Mitsprache, strikter Gehorsam gegenüber der Tradition statt freimütiges Nachdenken über den weiteren Weg.

Schaut man genauer hin, so entpuppen sich diese Alternativen aber als künstlich oder sogar polemisch. Denn die abstrakte Wahrheit außerhalb der Zeit gibt es nicht. Gott hat sich schon immer in der Geschichte geoffenbart. Darum muss Wahrheit auch in jeder Zeit neu erkannt und entsprechend übersetzt werden. „Man kann“ – wie es auch Papst Franziskus sagt – „das Wort Gottes nicht einmotten, als wäre es eine alte Wolledecke, die man vor Schädlingen bewahren müsste... Man kann die Lehre nicht bewahren, ohne ihre Entwicklung zuzulassen.“

Deshalb ist es nötig, kirchliche Lehre und Strukturen immer wieder auch zu aktualisieren. Denn so manches ist vom Zeitgeist vergangener Jahrhunderte geprägt und entspricht nicht unbedingt dem Evangelium Jesu Christi. So hat sich zum Beispiel im 16. Jahrhundert ein Verständnis vom

Priestertum herausgebildet, das wir heute nicht mehr nachvollziehen können, das aber immerhin noch bis 1970 im Römischen Katechismus zu finden war. Dort heißt es: „Sind doch die Bischöfe, die Priester gleichsam Gottes Dolmetscher und Mittelspersonen, die ... Gott selbst auf Erden vertreten, woraus sich von selbst ergibt, dass sie ein Amt ausüben, wie es erhabener gar nicht gedacht werden kann. Deshalb werden sie ... mit Recht nicht nur ‚Engel‘, sondern geradezu ‚Götter‘ ... genannt ...“ Ein anderes Beispiel ergibt sich aus der traditionellen katholischen Morallehre. Sie hat dazu geführt, dass ältere Christen mit dem Thema Sexualität oftmals nur Angst und Sünde verbinden. Andererseits halten sich inzwischen viele überhaupt nicht mehr an entsprechende Gebote und Verbote, liegen Theorie und Praxis in diesem Bereich weit auseinander. Hier gibt es einen dringenden Reformbedarf. Denn „im falsch verstandenen Bemühen, die



Frankziska Kleinert



Dr. Annette Schleinzer

kirchliche Lehre hochzuhalten, kam es in der Pastoral immer wieder zu harten und unbarmherzigen Haltungen, die Leid über die Menschen gebracht haben, insbesondere über ledige Mütter und außerehelich geborene Kinder, über Menschen in vorehelichen und nichtehelichen Lebensgemeinschaften, über homosexuell orientierte Menschen und über Geschiedene und Wiederverheiratete“. Deshalb muss die katholische Sexualmoral auch unter Berücksichtigung humanwissenschaftlicher Erkenntnisse weiterentwickelt werden, um den Menschen in



Mara Klein

diesem sensiblen Bereich ihrer Liebesbeziehungen gerechter zu werden.

Ja, liebe Schwestern und Brüder, man kann die kirchliche Lehre „nicht“ – wie Papst Franziskus sagt – „an eine enge oder unveränderte Auslegung binden, ohne den Heiligen Geist und sein Handeln zu demütigen“. Evangelisierung und Strukturreformen sind dann eben auch keine Gegensätze. Wenn es unheilvolle Strukturen gibt, die das Evangelium zum Beispiel durch Machtmissbrauch verdunkeln, dann braucht es auch eine Reform solcher

Strukturen. Das ist ein zutiefst geistlicher Prozess. Er setzt darauf, dass der Heilige Geist in den Zeichen der Zeit wirkt – in der Krise unserer Kirche und in den Aufbrüchen, die sich abzeichnen. Wir dürfen dieses Wirken in der Suche nach einer lebensnahen Sexualethik erkennen, in der Suche nach überzeugenden Vorstellungen und Formen priesterlichen Lebens, in der Frage, wie Frauen ihre Charismen einbringen können und wie sich das kirchliche Leben überhaupt gemeinschaftlicher gestalten lässt.

Viele dieser Themen liegen längst obenauf, und das nicht nur in Deutschland, sondern auch anderswo. Wenn wir uns nun intensiver damit auseinandersetzen, bedeutet das nicht, einen nationalen Sonderweg einschlagen zu wollen. Vielmehr erscheint es durchaus als sinnvoll, unsere Erfahrungen und Überlegungen in die gesamtkirchliche Entwicklung einzubringen. Schließlich ist unsere weltweite Kirche kein Monolith, sondern existiert als eine Einheit in Vielfalt. Das



Dr. Friederike Maier

Evangelium wird in vielen Sprachen verkündet und in sehr unterschiedlichen kulturellen Kontexten gelebt. Nicht überall muss alles genauso gehandhabt werden. Wichtig ist aber, darüber ins Gespräch zu kommen und entscheidende Veränderungen abzustimmen.



Regina Masur

Liebe Schwestern und Brüder, mir ist bewusst, dass es in Bezug auf den Synodalen Weg sowohl Widerstände als auch überhöhte Erwartungen gibt. Die einen sehen darin den Versuch, die Kirche zu spalten, andere halten ihn für die letzte Möglichkeit, sie zu retten. Und darüber hinaus gibt es nicht wenige, die skeptisch sind. Ich selbst unterstütze diesen Weg ausdrücklich und bitte Sie, sich wohlwollend und konstruktiv auf ihn einzulassen. Neben dem persönlichen Kontakt zu den Delegierten aus unserem Bistum können Sie sich zum Beispiel durch Ihre Eingaben auf der Homepage des Synodalen Weges beteiligen. Ich halte es aber auch für wichtig, dass Sie in Ihren Pfarreien und Gemeinden, Gremien und Gruppen, Verbänden und Einrichtungen darüber sprechen, um das Anliegen des Synodalen Weges auch vor Ort zu vertiefen und Ihre Stimme den Synodalen mitgeben zu können. Als diözesane Ansprechpartnerin steht Ihnen dabei Frau Dr. Annette Schleinzer zur Verfügung. Vor allem aber bitte ich Sie um Ihr Gebet.

Möge der allmächtige und barmherzige Gott – der Vater und der Sohn und der Heilige Geist – Sie segnen sowie im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe stärken. Seien Sie herzlich begrüßt!

# Einsatz zum Wohle aller

Grußwort zum Festakt der Fachhochschule Polizei  
Sachsen-Anhalt in Aschersleben am 28. Februar 2020

Sehr geehrte Frau Staatssekretärin Poggemann,  
sehr geehrter Herr Landrat Bauer, Herr Rektor Knöppler,  
sehr geehrte Absolventinnen und Absolventen,  
sehr geehrte Damen und Herren,

mit dem heutigen Tag beginnt für Sie, liebe Absolventinnen und Absolventen des Bachelorstudiengangs und des Ausbildungslehrgangs ein neuer Lebensabschnitt. Sie haben Ihr Studium bzw. Ihre Ausbildung erfolgreich abgeschlossen. Das darf Sie mit Freude und auch mit Stolz erfüllen. In verschiedenen theoretischen Fächern und durch Praktika sind Sie in den vergangenen Jahren auf Ihren Beruf vorbereitet worden.

Wenn ich an mein eigenes Studium und dann an die erste Zeit als Seelsorger in einer Kirchengemeinde denke, weiß ich allerdings, dass die Praxis oft doch noch einmal etwas anderes ist als die Theorie. Und das gilt für Sie sicher auch in besonderem Maße.

Sie haben sich für einen Beruf entschieden, der die rechtlichen, sozialen und humanitären Errungenschaften unserer Gesellschaft und ihre grundlegenden Werte bewahren und schützen will, und das in einer Zeit, in der Anstand und Respekt immer mehr schwinden, in der Umgangs- und Verständigungsformen rauer werden, ja sogar Hass und Gewalt zunehmen oder versucht wird, unsere Demokratie zu untergraben. Einerseits genießen Sie als Polizisten und Polizistinnen in der Bevölkerung ein großes Vertrauen und hohes Ansehen; andererseits sind sie nicht davor gefeit, auch beschimpft oder tätlich angegriffen zu werden. Was sie auch tun – ob das die Ahndung harmloser Verkehrsdelikte betrifft, die Bändigung von Fußballfans, die Deeskalation bei Demonstrationen oder die Verfolgung von Straftätern – oftmals müssen sie es ertragen, zu „Prügelknaben der Nation“ gemacht zu werden.

Zudem werden Sie nicht selten mit menschlichen Extremsituationen konfrontiert, erfahren Leid und Tod in vielfältiger Gestalt, können zu

Ersthelfern werden oder müssen Menschen niederschmetternde Nachrichten überbringen und sich selbst in manche Gefahr begeben.

Auch darauf sind Sie durch Ihre Ausbildung vorbereitet worden, nicht zuletzt auch durch die Auseinandersetzung mit ethischen Fragen, in denen die Spannungs- und Konfliktfelder erörtert werden, in denen Sie als Polizistinnen und Polizisten heutzutage Ihren Dienst leisten.

Liebe Absolventinnen und Absolventen, ich habe großen Respekt vor Ihnen, dass Sie sich für einen solchen Dienst entschieden haben. Ich versichere Ihnen, dass wir dabei als Kirchen – evangelisch wie katholisch – an Ihrer Seite stehen. Unsere Polizeiseelsorgerinnen und -seelsorger sind für Sie da, um Sie in schwierigen Situationen und belastenden Erlebnissen zu begleiten.

Im Namen unserer Kirchen möchte ich Ihnen für Ihre Bereitschaft danken, sich zum Wohle aller einzusetzen. Ihr Dienst ist für ein friedliches und freiheitliches Zusammenleben in unserer Gesellschaft unverzichtbar. Ich wünsche Ihnen viel Kraft und Mut, leidenschaftliche Gelassenheit, gute Freunde, die für Sie da sind – und in alldem Gottes Segen.



Bischof Dr. Gerhard Feige überbringt die ökumenischen Grüße an die Absolventen der Polizeifachhochschule in Aschersleben

# Achtsamkeit und Solidarität gefragt

Videobotschaft zur Corona-Krise am 19. März 2020

Liebe Schwestern und Brüder im Bistum Magdeburg und darüber hinaus,

es ist schon eine außergewöhnliche Situation, in der wir uns zurzeit durch die Herausforderungen des Corona-Virus befinden. Niemand von uns hätte sich so etwas noch vor wenigen Wochen oder sogar Tagen vorstellen können. Die Ansteckungsgefahr wächst. Einschneidende Maßnahmen schränken das gesellschaftliche Leben immer mehr ein. Unser aller Alltag ist davon betroffen. Unsicherheit und Sorge breiten sich aus. Viele müssen ihr Leben auf einmal anders organisieren: auf manches verzichten oder sich um zusätzliches kümmern. Zugleich sind Achtsamkeit und Solidarität gefragt.

Wir sitzen alle im selben Boot und sind aufeinander angewiesen. Ich denke dabei vor allem an die älteren und kranken Mitmenschen, die besonders gefährdet sind. Ich denke aber auch an all diejenigen, die durch die Corona-Krise in seelische oder wirtschaftliche Not geraten. Andererseits dürfen wir dankbar dafür sein, dass so viele Mitbürgerinnen und Mitbürger in unserem Land sich darum mühen, das Leben im Rahmen der Vorgaben weiterhin erträglich zu gestalten: im medizinischen Bereich und bei der Versorgung mit Lebensmitteln, bei politischen Entscheidungen und der Aufrechterhaltung von Sicherheit, ja auch überall da, wo man sich darüber hinaus einander unterstützt.

Auch die Kirchen sind sich dabei ihrer Verantwortung bewusst. Schweren Herzens habe ich darum nach ausführlicher Beratung die Entscheidung gefällt, erst einmal bis über Ostern hinaus alle öffentlichen Gottesdienste und anderen Veranstaltungen in unserem Bistum abzusagen. Das hat es in unserer Region so noch nicht gegeben. Dennoch wird Ostern nicht ausfallen, aber völlig anders sein als sonst. Wir müssen jedoch, damit unser Gesundheitssystem nicht kollabiert und die weitere Entwicklung noch dramatischer wird, alles tun, um die Verbreitung des neuen Corona-Virus zu verlangsamen.

Sicher haben wir uns die österliche Bußzeit so nicht vorgestellt. Nunmehr aber sind wir fast gezwungen, unser Verhalten ernsthaft zu verän-

dern und bewusster zu leben. Nutzen wir diese Zeit: nicht in Angst und Panik, sondern in Vertrauen und Zuversicht; nicht mit eigensüchtigen Hamsterkäufen, sondern in der Fürsorge für die Schwachen. Wir sind und bleiben in Gottes Hand. Dieser Glaube kann uns trösten und Mut machen. Und unsere Fantasie wird sicher Wege und Mittel finden, mit denen wir Menschen in ihren Nöten beistehen können. Gott sei Dank gibt es ja inzwischen auch vielfältige technische Möglichkeiten wie Telefon und Internet

Ausdrücklich ermutige ich Sie, sich gerade jetzt für das persönliche Gebet Zeit zu nehmen, aber auch für das gemeinsame Beten und Singen, für das Lesen in der Heiligen Schrift, vielleicht auch für die Feier eines kleinen Hausgottesdienstes. Lassen Sie mich mit einem Gebet schließen, das von meinem Trierer Mitbruder Bischof Stephan Ackermann stammt. Ich verbinde es mit herzlichen Segenswünschen für Sie alle:

„Jesus, unser Gott und Heiland, in einer Zeit der Belastung und der Unsicherheit für die ganze Welt kommen wir zu Dir und bitten Dich:

- für die Menschen, die mit dem Corona-Virus infiziert wurden und erkrankt sind;
- für diejenigen, die verunsichert sind und Angst haben;
- für alle, die im Gesundheitswesen tätig sind und sich mit großem Einsatz um die Kranken kümmern;
- für die politisch Verantwortlichen in unserem Land und international, die Tag um Tag schwierige Entscheidungen für das Gemeinwohl treffen müssen;
- für diejenigen, die Verantwortung für Handel und Wirtschaft tragen;
- für diejenigen, die um ihre berufliche und wirtschaftliche Existenz bangen;
- für die Menschen, die Angst haben, nun vergessen zu werden;
- für uns alle, die wir mit einer solchen Situation noch nie konfrontiert waren.

Herr, stehe uns bei mit Deiner Macht, hilf uns, dass Verstand und Herz sich nicht voneinander trennen. Stärke unter uns den Geist des gegenseitigen Respekts, der Solidarität und der Sorge füreinander. Hilf, dass wir uns innerlich nicht voneinander entfernen. Stärke in allen die Fantasie, um Wege zu finden, wie wir miteinander in Kontakt bleiben.

Wenn auch unsere Möglichkeiten eingeschränkt sind, um uns in der konkreten Begegnung als betende Gemeinschaft zu erfahren, so stärke in uns die Gewissheit, dass wir im Gebet durch Dich miteinander verbunden sind.

Wir stehen in der Fastenzeit. In diesem Jahr werden uns Verzichte auferlegt, die wir uns nicht freiwillig vorgenommen haben und die unsere Lebensgewohnheiten schmerzlich unterbrechen. Gott, unser Herr, wir bitten Dich: Gib, dass auch diese Fastenzeit uns die Gnade schenkt, unseren Glauben zu vertiefen und unser christliches Zeugnis zu erneuern, indem wir die Widrigkeiten und Herausforderungen, die uns begegnen, annehmen und uns mit allen Menschen verstehen als Kinder unseres gemeinsamen Vaters im Himmel. Sei gepriesen in Ewigkeit. Amen."

Liebe Schwestern und Brüder, seien Sie herzlich begrüßt. Bleiben Sie gesund und behütet!



Aufnahme der Videobotschaft mit Tilman Tekaath und Maria Obst

# Besonnen und solidarisch bleiben.

Gastbeitrag über die zwischenmenschlichen  
Beziehungen in der Corona-Krise  
für die Volksstimme vom 25. März 2020

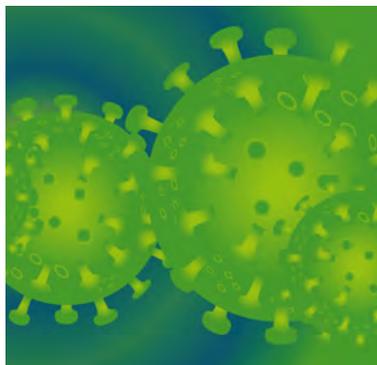
Die gegenwärtige Krise – durch das Corona-Virus ausgelöst – ist ein dramatischer Einschnitt in unser gesellschaftliches Leben, den sich vor ein paar Wochen oder sogar Tagen kaum jemand hätte vorstellen können. Maßnahmen sind erforderlich geworden, von denen inzwischen jede und jeder betroffen ist. Der Alltag muss neu organisiert werden. Viele kommen an die Grenzen ihrer Kräfte, haben Not mit der auferlegten Einsamkeit und müssen um ihre wirtschaftliche Existenz fürchten. Schmerzhaft wird uns bewusst, dass wir nicht alles im Griff haben und sehr verwundbar und verletzlich sind. Was bislang normal und selbstverständlich schien, gilt nicht mehr. Das verunsichert und macht Angst.

Und weil wir sicherheitshalber auf Abstand gehen müssen, ist es nötiger denn je, andere Formen der Kommunikation und des Füreinander-Daseins zu suchen und zu pflegen. Wie es trotz allem menschenfreundlich zugehen könnte, hat Rabbi Yosef Kanefsky aus Los Angeles so ausgedrückt: „Jede Hand, die wir nicht schütteln, sollte stattdessen ein Telefonanruf werden. Jede Umarmung, die wir vermeiden, sollte Ausdruck in Worten von Wärme und Sorge finden. Jeder Zentimeter, den wir Abstand zueinander halten, sollte zum Nachdenken darüber führen, wie wir einander helfen können, wenn es notwendig wird.“

Ja, es geht in diesen Tagen nicht allein um das Virus und seine Eindämmung, es geht auch um unser persönliches Verhalten und unsere zwischenmenschlichen Beziehungen. Denn eine Notlage kann unter uns sowohl das Beste als auch das Schlechteste zum Vorschein bringen. Dass einige trotz aller Warnungen sich nach wie vor zu Partys getroffen oder andere sogar aus Kliniken die Behälter mit Desinfektionsflüssigkeit aus der Wand gerissen haben, sind traurige Belege dafür. Die Bedrohung, der jede und jeder von uns ausgesetzt ist, fordert enorm heraus. Und niemand weiß derzeit, wie es weitergeht, wie lange wir in diesem Ausnahmezustand leben müssen und welche Auswirkungen diese Krise langfristig haben wird.

Umso wichtiger ist es jetzt, besonnen und solidarisch zu bleiben. Und vielleicht ist es auch genauso wichtig, auf der Hut zu sein, dass die eigene Unsicherheit sich nicht unversehens gegen andere richtet, die „zu wenig tun“, „mich eventuell leichtsinnig angesteckt haben“, oder wie auch immer die Schuldzuweisungen lauten mögen. Solidarisch zu sein, bedeutet auch, an all diejenigen zu denken und ihnen zu danken, die jetzt alles geben, damit das Leben trotz aller Einschränkungen aufrechterhalten werden kann: im medizinischen Bereich und bei der Versorgung mit Lebensmitteln, bei politischen Entscheidungen und bei der Aufrechterhaltung von Sicherheit. Solidarisch zu sein, bedeutet aber auch, diejenigen nicht aus dem Blick zu verlieren, denen es derzeit noch schlechter geht als uns, vor allem in den Kriegsregionen und Flüchtlingslagern, wo die meisten keinerlei Möglichkeit haben, sich vor dem Virus zu schützen.

Als Kirchen versuchen wir nach Kräften, unseren Beitrag zur Mitmenschlichkeit und zum Gemeinwohl zu leisten. Dabei halten wir uns selbstverständlich an die staatlichen Vorgaben. Schweren Herzens haben wir schon vor Tagen sowohl unsere öffentlichen Gottesdienste und anderen Veranstaltungen abgesagt als auch unsere sonstigen Einrichtungen geschlossen. Dennoch besteht weiterhin, solange es keine anderen Weisungen gibt, die Möglichkeit, individuell in unseren Kirchen zur Ruhe zu kommen, vielleicht eine Kerze anzuzünden oder auch zu beten. Gern stehen unsere Seelsorgerinnen und Seelsorger auch telefonisch oder über andere Kommunikationsmittel für Gespräche zur Verfügung. Angesichts des Leids, das die gegenwärtige Krise mit sich bringt, haben wir Christen zwar auch keine einfachen Antworten. Doch wir glauben, dass wir nicht nur auf uns selbst gestellt sind, sondern auch auf den vertrauen können, den wir Gott nennen. Davon motiviert, lassen wir uns nicht lähmen, sondern hoffen, auch anderen Trost und Zuversicht vermitteln zu können.



# Zwischen Kontrollverlust und Aktionismus

Beitrag zum Umgang mit der Corona-Pandemie  
vom 30. März 2020,  
verkürzt für Christ & Welt vom 16. April 2020

Katastrophen gibt es immer wieder. In markanter Erinnerung ist mir da zunächst der dramatische Wintereinbruch mit seinen unglaublichen Schneemassen und Frostgraden nach Weihnachten 1978 in der DDR. Eine Zeit lang kamen Versorgung und Verkehr, Wirtschaft und öffentliches Leben fast völlig zum Erliegen. Nach einem kurzen Besuch bei meinen Eltern in Halle wollte ich zu meinem ersten Einsatzort als Neupriester – nach Salzwedel – zurück und erlebte mit der Deutschen Reichsbahn eine unvergessliche Odyssee. Und dann das Elbehochwasser 2002 und 2013 mit seinen unberechenbaren Abläufen und schwerwiegenden materiellen wie existentiellen Folgen für viele. Ich selbst kam in Magdeburg trotz mancher notwendig werdender Sicherungsvorkehrungen und kurzzeitiger Evakuierung noch glimpflich davon. Was bei jedem dieser Ereignisse positiv auffiel war, dass die Gesellschaft angesichts der Notlage auf einmal merklich zusammenrückte, wildfremde Menschen ohne Hemmungen ins Gespräch kamen und man sich gegenseitig über alle Unterschiede hinaus fast selbstverständlich half.

Und nun erleben wir – durch das Corona-Virus ausgelöst – eine neue Krise, die unsere bisherigen Vorstellungen weit überschreitet und uns ziemlich hilflos macht. Unsichtbar für das bloße Auge ist seine Auswirkung doch anscheinend verheerender als vieles zuvor. Die schon eingetretenen Folgen sind jedenfalls beängstigend, und ein wirkliches Gegenmittel ist noch nicht in Sicht. Um die Bedrohung zu verlangsamen, abzuschwächen und einzudämmen, sind durch die politischen und gesellschaftlichen Verantwortungsträger drastische Verordnungen erlassen und einschneidende Maßnahmen ergriffen worden. Für viele Regionen gilt so etwas wie Hausarrest. Auch die Kirchen halten sich daran und haben alle öffentlichen Gottesdienste erst einmal bis über Ostern hinaus abgesagt. Eine so außergewöhnliche Situation hätte sich niemand von uns noch vor wenigen Wochen oder sogar Tagen vorstellen können. Viele sind gewissermaßen aus der Bahn geworfen und ver-



und natürlich damit ebenso für den bei uns begonnenen Synodalen Weg. Dagegen steht die biblische Botschaft mit der festen Überzeugung, wie sie auch das jüngste gemeinsame Wort der katholischen, evangelischen und orthodoxen Kirche in Deutschland zum Ausdruck bringt: „Krankheit ist keine Strafe Gottes – weder für Einzelne, noch für ganze Gesellschaften, Nationen und Kontinente oder gar für die ganze Menschheit. Krankheiten gehören zu unserer menschlichen Natur als verwundbare und zerbrechliche Wesen. Dennoch können Krankheiten und Krisen sehr wohl den Glauben an die Weisheit und Güte Gottes und auch an ihn selbst erschüttern. Krankheiten und Krisen stellen uns Menschen vor Fragen, über die wir nicht leicht hinweggehen können. Auch wir Christen sind mit diesen Fragen nach dem Sinn menschlichen Leids konfrontiert und haben keine einfachen Antworten darauf.“

In dieser Situation stellt sich manche Hilflosigkeit ein. Wie soll man darauf reagieren, dass plötzlich fast alles nicht mehr so ist wie gewohnt, vieles abbricht, die Kontrolle über wesentliche Lebensvollzüge verloren geht und sich vielleicht eine große Leere auftut? So wie nach dem Tod eines geliebten Menschen die Erledigung der Beerdigungsformalitäten und die Beschäftigung mit seinem Nachlass erst einmal den schmerzlichen Verlust ein wenig überbrücken und die Gedanken ablenken können, so erwecken in mir die vielfältigen Aktivitäten, die momentan auch in kirchlichen Kreisen ausgelöst werden, den Eindruck, eine vergleichbare Funktion zu übernehmen. Wir wollen, weil sich uns das große Ganze entzieht und wir es nicht mehr selbstverständlich im Griff haben, wenigstens kleine Dinge doch noch irgendwie beherrschen. Übrigens hat



ein Konsumpsychologe neulich die Hamsterkäufe von Toilettenpapier und Grundnahrungsmitteln ähnlich gedeutet. Statt sich jetzt vielleicht unterbrechen und entschleunigen zu lassen – was sich zutiefst mit Religion verbindet – und auf Wesentliches zu besinnen, kann man auch einem Aktionismus verfallen und sich mit allem Möglichen beschäftigen, zerstreuen und verzetteln. Da läuten die Glocken je nach Region und Vereinbarung ökumenisch vereint oder konfessionell gesondert 12.00 Uhr, 18.00 Uhr oder 19.30 Uhr. Da wird dazu eingeladen, zu bestimmten Zeiten Kerzen in die Fenster zu stellen, auf Balkonen und aus Fenstern zu musizieren und für alle im medizinischen Einsatz Stehenden zu klatschen, das Vater unser oder den Rosenkranz zu beten und sich dabei weltweit zu verbinden. Da stellen päpstliche Behörden den pastoralen Notstand fest und erklären detailliert, wie Generalabsolutionen erteilt und Ablassse gewährt werden können. Da wird durch uns Bischöfe von der nur kaum noch wirksamen oder lediglich nur noch wenige motivierenden sogenannten Sonntagspflicht entbunden und auf Gottesdienstübertragungen in den verschiedenen Medien hingewiesen. Da laufen einzelne Priester mit einer Monstranz durch leere Straßen und fast alle von ihnen feiern, weil keine öffentlichen Gottesdienste mehr stattfinden dürfen, Eucharistie allein oder mit wenigen anderen in geschlossenen Kirchen. Da wird ein Bistum eigens Maria und ein anderes ihrem und Jesu Herzen geweiht. Da gibt es ermutigende Videobotschaften und konkrete Handreichungen für häusliche Gebete und Gottesdienste. Und vieles andere mehr wird empfohlen, um nicht zu vereinsamen, Familienangehörigen und Nachbarn das Leben erträglicher zu machen und in seinem Glauben lebendig zu bleiben. Zugleich finden Diskussionen darüber statt, inwieweit Einzelzelebrationen generell oder dieser Situation geschuldet möglich sein sollten oder ein priesterliches Amtsverständnis widerspiegeln, das heutzutage nicht mehr zu verantworten ist. Wenn andererseits dann Hausgemeinden beschworen werden, zu denen die Kommunion gebracht werden sollte, frage ich mich, wie das – auch angesichts der verordneten Distanzierungsmaßnahmen – mit religions- oder konfessionsverschiedenen Familien und sonstigen Partnerschaften sowie alleinstehenden Christen überhaupt umgesetzt werden könnte. Vermutlich gehen solche Vorstellungen von Verhältnissen aus, wie es sie irgendwann einmal gab und irgendwo vielleicht noch gibt oder in Zukunft geben wird, in meinem Bistum aber kaum noch oder bislang nur wenig anzutreffen sind.

Manche der zahlreichen Anregungen und Bemühungen halte ich für sinnvoll und hilfreich, andere dagegen erscheinen mir – als jemandem, der in einem kirchenfeindlichen System groß geworden ist, seinen Glauben immer auch vernünftig begründen musste und heute in einem extrem säkularen Kontext lebt – befremdlich. Darf man zum Beispiel bestimmte Frömmigkeitsformen derart instrumentalisieren? Zeigt sich darin nicht ein durch das Christentum eigentlich überwundenes archaisches Gottesbild und Religionsverständnis? Soll der Himmel immer noch durch beeindruckende Taten und Werke umgestimmt werden?

Zum Aktionismus dieser Tage gehören auch manche Versuche, möglichst viel von dem, was jetzt ausfallen muss, zusätzlich zu den schon geplanten Terminen noch auf den kommenden Herbst oder das nächste Jahr „umzubuchen“, damit ja alles aufgeholt und fortgeführt werden kann. Dahinter steht vermutlich die Vorstellung, dass der „Corona-Spuk“ bald vorbei sei und das Leben dann wieder so laufen würde, als wenn nichts gewesen wäre. Ist das nicht illusionär? Werden sich unsere Welt, unsere Gesellschaft und unsere Kirche durch diese Krise nicht weit mehr und nachhaltiger verändern als gedacht? Wäre es darum nicht sinnvoller, stattdessen intensiver darüber nachzudenken, ob nicht vieles ganz anders angegangen werden müsste und auf manches vielleicht auch verzichtet werden könnte? Wieviel Routine und Selbstlauf gibt es doch, wieviel Konferenzen, Tagungen, Workshops und sonstige Treffen, die nicht unbedingt weiterführen, uns aber enorm beschäftigen! Ist wirklich alles davon nötig oder heilsam?

„Mir kommt das“ – so hat Thomas Frings sein Empfinden angesichts der gegenwärtigen Situation jüngst umschrieben – „gerade vor wie ein langer Karfreitag. ... Die Stimmung hat für mich etwas quasi Religiöses.“ Dem sollte man sich – so meine ich – bewusst stellen und versuchen, die damit verbundene Ohnmacht nicht mit irgendwelchen Aktivitäten zu überbrücken oder zu umgehen, sondern sie zu ertragen und auszuhalten. Und vielleicht stellen sich dann ganz wesentliche und sehr persönliche Fragen nach dem, was mich dennoch trägt und wozu ich berufen bin. Und noch eines: Der Karfreitag ist zweifellos furchtbar und bedrückend, bedeutet aber nicht das Ende, sondern den Durchgang zu Ostern. Die Auferstehung zu neuem Leben jedoch ist etwas anderes als das, was hinter uns liegt.

# Schöpferische Ideen

Videobotschaft zur Karwoche am 3. April 2020

Liebe Schwestern und Brüder im Bistum Magdeburg und darüber hinaus, in diesem Jahr ist vieles – momentan fast alles – anders als jemals zuvor. So blühten bei mir im Garten schon einige Tage vor Aschermittwoch die Osterglocken in leuchtender Pracht, und nun gehen wir aufgrund der Corona-Pandemie auf eine Karwoche und ein Osterfest ohne öffentliche Gottesdienste zu. Das, was eigentlich dem Wesen nach zu unserem Christ- und Kirche-Sein dazugehört – sich gemeinschaftlich zu versammeln, um Gott die Ehre zu geben, seine Heilstaten zu feiern und daraus Kraft und Zuversicht zu gewinnen – ist uns diesmal sogar bei den wichtigsten und eindrucklichsten Liturgien des ganzen Kirchenjahres verwehrt. Das macht traurig und tut weh. Viele können sich das immer noch nicht richtig vorstellen, auf so vertraute Feiern verzichten und diese Tage irgendwie anders verbringen zu müssen. Pläne waren doch schon gemacht und Sänger wie Musiker hatten bereits aufwendig geübt. Und dann sollten ja auch einige Erwachsene in der Osternacht oder im Umfeld davon feierlich in unsere Kirche aufgenommen beziehungsweise sakramentaler mit ihr verbunden werden. Wie das nun geschieht, ist wohl zumeist noch offen. Sicher werden dafür aber Lösungen gefunden.

Manche Christen beklagen inzwischen, dass ihre Religionsfreiheit willkürlich eingeschränkt sei und die Kirchen sich nicht entschieden da-



gegen zur Wehr setzen würden. Worum es in dieser Krise aber geht, ist nicht unsere Selbsterhaltung oder Durchsetzungskraft, sondern die Solidarität mit allen unseren Mitbürgerinnen und Mitbürgern. Es geht um den vorsorglichen Schutz vor gegenseitiger Ansteckung mit dem unberechenbaren Corona-Virus und einem Kollaps unseres Gesundheitswesens mit noch mehr tragischen Todesfällen. Dabei sollten wir auch auf andere Länder wie Italien und Spanien schauen. Offenbar nehmen einige die Gefahr immer noch nicht ernst. Natürlich bedeutet die Absage aller öffentlichen Gottesdienste einen ungeheuren Einschnitt in das religiöse Leben vieler Gläubigen. Mich selbst erschüttert das enorm. Auch ich weiß noch nicht so richtig, wie ich konkret mit den Kar- und Ostertagen umgehen soll, und frage mich, was sie wohl mit mir machen werden.

Andererseits bin ich erstaunt und erfreut, wie viele schöpferische Ideen und anregende Empfehlungen es auch in unserem Bistum gibt, um nicht zu vereinsamen, Familienangehörigen und Nachbarn das Leben erträglicher zu machen und in seinem Glauben lebendig zu bleiben. Ich danke allen Haupt- und Ehrenamtlichen, die mit großem Einsatz Wege suchen und gehen, um Menschen trotz widriger Umstände geistlich zu begleiten und virtuell zusammenzubringen: per Telefon oder Internet sowie Livestream und durch andere soziale Medien. Auch Radio und Fernsehen können helfen, Gottesdienste bewusst mitzufeiern oder Verbundenheit zu erfahren. Darüber hinaus gibt es vielfältige Einladungen, zu bestimmten Zeiten und Anlässen miteinander zu beten. Wenn Sie Glocken – von welcher Kirche auch immer – läuten hören, dann sollten Sie besonders daran denken, dass jetzt auch andere beten.

Angesichts der gegenwärtigen schweren Krise wirken ideologische Auseinandersetzungen über die Möglichkeit, übliche Gottesdienste – nur eben im kleinsten Kreis – per Funk oder Bildschirm mitzufeiern oder in häuslicher Umgebung zusammen mit anderen beziehungsweise allein eigene zu gestalten, als befremdlich. Die entscheidende Frage ist nicht: „Wie kann man die Tradition und die kirchlichen Regeln einhalten?“ Die entscheidende Frage lautet vielmehr: „Wie kann Menschen in ihrer Trauer und Angst ganzheitlich geholfen werden, an Seele und Leib? Was kann ihren Glauben stärken und ihre Not lindern?“ Wenn Christen sich dann – weil es zurzeit in den Kirchen nicht geht – daheim zu Gebeten und zu kleinen Gottesdiensten versammeln, ist das nicht als Konkur-

renz zu den offiziellen Liturgien oder als billige Ersatzlösung anzusehen, sondern als lebendiger Ausdruck des gemeinsamen Priestertums aller Getauften und Gefirmten zu begrüßen. Dabei ist zum Beispiel eine häusliche Agape-Feier am Gründonnerstag eine besondere Möglichkeit, in guter biblischer Weise zusammen zu sein und darauf zu vertrauen, dass der Herr anwesend ist.

In diesem Sinne lade ich Sie, liebe Schwestern und Brüder ein, sowohl die für Sie erreichbaren Gottesdienste per Rundfunk, Fernsehen oder Internet mitzufeiern, als auch nach Möglichkeiten zu suchen, das Geheimnis von Tod und Auferstehung Jesu bei Ihnen allein oder in häuslicher Gemeinschaft durch biblische Lektüre, Gebet und Gesang gegenwärtig werden zu lassen und ihm vielleicht durch ein festliches Mahl außerdem noch sinnhaft Ausdruck zu verleihen.

Liebe Schwestern und Brüder, sicher werden die Kar- und Ostertage diesmal völlig anders sein als sonst. Jede Zeit aber ist Bewährungs- und Heilszeit. Haben wir dabei nicht nur uns im Blick, sondern auch alle, für die Kirche – wie Papst Franziskus es formuliert hat – ein „Feldlazarett“ sein könnte. Zur Karfreitagliturgie gehören traditionellerweise 10 ausführliche Fürbitten dazu. In diesem Jahr ist eine weitere offiziell hinzugefügt. Mit ihr möchte ich schließen:

„Lasst uns auch beten für alle Menschen, die in diesen Wochen schwer erkrankt sind; für alle, die in Angst leben und füreinander Sorge tragen; für alle, die sich in Medizin und Pflege um kranke Menschen kümmern; für die Forschenden, die nach Schutz und Heilmitteln suchen, und für alle, die Entscheidungen treffen müssen und im Einsatz sind für die Gesellschaft, aber auch für die vielen, die der Tod aus dem Leben gerissen hat.

Allmächtiger, ewiger Gott, du bist uns Zuflucht und Stärke; viele Generationen haben dich als mächtig erfahren, als Helfer in allen Nöten. Steh allen bei, die von dieser Krise betroffen sind, und stärke in uns den Glauben, dass du alle Menschen in deinen guten Händen hältst. Die Verstorbenen aber nimm auf in dein Reich, wo sie bei dir geborgen sind. Darum bitten wir durch Christus unseren Herrn.“

Liebe Schwestern und Brüder, bleiben Sie behütet! Verlieren Sie nicht  
118

den Mut und die Zuversicht! Suchen Sie Ihren eigenen Weg durch die Kar- und Ostertage, Ihre Weise, mit Gott und der Kirche verbunden zu bleiben. Verzetteln Sie sich dabei nicht in zu vielen Aktionen, sondern besinnen Sie sich auf das Wesentliche! Und beten Sie auch für unser Bistum und alle, die darin Verantwortung wahrnehmen! Ihnen allen gesegnete Kar- und Ostertage!

## Vom Friedenskönig zum Sündenbock

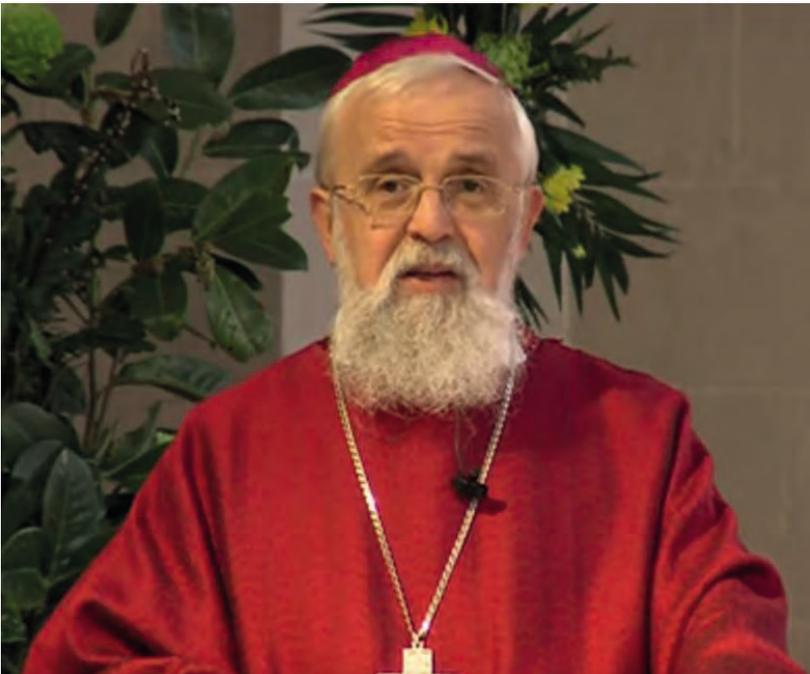
Predigt zum Palmsonntag am 5. April 2020

Es ist schon eine tragikomische Situation, die uns das heutige Evangelium vor Augen führt. Jesus will durch ein Zeichen deutlich machen, wer er ist, und zieht dazu auf einer Eselin in der Stadt Jerusalem ein. Seine Deutung findet das Geschehen beim Propheten Sacharja, der schon etwa 500 Jahre vor Christus angekündigt hat (vgl. Sach 9,9): „Sagt der Tochter Zion: Siehe, dein König kommt zu dir. Er ist sanftmütig und reitet auf einer Eselin und auf einem Fohlen, dem Jungen eines Lasttiers.“ „Der König“ – so wird damit klar – kommt zu seinem Volk, aber nicht als strahlender Kriegsheld auf hohem Streitross, sondern ganz demütig auf einem schlichten Reittier. Nicht auf den Titel „König“ kommt es an, sondern auf die Art, wie er in Erscheinung tritt. Viele, die ihn begleiten, scheinen das zu begreifen, begrüßen ihn begeistert und jubeln ihm zu: „Hosanna dem Sohn Davids! Gesegnet sei er, der kommt im Namen des Herrn. Hosanna in der Höhe!“ Doch als er die Stadt betritt, ist er für deren Bewohner nur ein Prophet aus Galiläa namens Jesus von Nazareth. Damit steht sein Einzug unter einem zweifachen Aspekt: der Ankunft des lange erwarteten Messias und der Blindheit gegenüber seinem Wesen und Auftrag – eine wahrhaft tragikomische Situation.

Und einige Tage später – so schildern es die Passionsgeschichten – schlägt der Freudenruf „Hosanna“ sogar in die hasserfüllte Forderung „Kreuzige ihn“ um. Beide Rufe kommen zum Teil aus denselben Mündern. Es sind dieselben Menschen, die in Jesus den erhofften König sehen, der ihre politischen Verhältnisse ändern soll – und die ihm dann enttäuscht und wütend den Tod wünschen, als sie merken, dass das nicht sein Ziel ist. Der, dem man auf der Straße begeistert zugejubelt hat, wird schließlich als Staatsverbrecher und Aufrührer gekreuzigt. Und

die Jünger, die zu seinem Einzug in Jerusalem Kleider zu seinen Füßen legten, lassen ihn am Ende allein und fliehen.

Schließlich wird Jesu sogar zu dem, was man einen „Sündenbock“ nennt. Was dieser Begriff meint, ergibt sich aus einer alten Sitte im Volke Israel (vgl. Lev 16,8-22). An einem bestimmten Tag im Jahr übertrug der Hohepriester die Sünden aller durch Handauflegung auf einen Ziegenbock und trieb ihn in die Wüste. Im übertragenen Sinn heißt das: Man erklärt jemanden zum Schuldigen und lenkt die Wut und den Zorn aller auf ihn. Wenn er dann verjagt oder beseitigt ist, fühlt man sich erleichtert, und der Zusammenhalt in der eigenen Gruppe ist wieder gestärkt. Einen solchen Mechanismus, dass einzelne oder auch ganze Gruppen von Menschen, die fremd oder „anders“ sind, zu „Sündenböcken“ gemacht wurden, hat es schon oft in der Geschichte gegeben. In unserer jüngsten Vergangenheit zeigt die Tragödie des Holocaust in besonders erschreckender Weise, wohin es führen kann, wenn ein Volk sich derart verblenden lässt. Aber auch in der Gegenwart ist wieder üblich, für alles und jedes einen „Sündenbock“ zu suchen und den Hass auf ihn zu lenken.



Und Jesus hat sich nicht dagegen gewehrt, in eine solche Rolle gedrängt zu werden. Er ist auch nicht geflohen, sondern hat vielmehr eingewilligt, stellvertretend für andere zu leiden und zu sterben. Er hat es ertragen, dass sich die aufgestauten Emotionen des Volkes und der Hass seiner Führer an ihm austobten. Und er war bereit, bis zuletzt seinem Auftrag treu zu bleiben: diesen Gott zu bezeugen, der durch und durch Liebe ist. Damit aber hat er den Mechanismus des Sündenbocks durchbrochen. Denn dieser Mechanismus funktioniert nur so lange, wie sich Menschen von ihm in Besitz nehmen lassen. In dem Moment, wo sich auch nur ein einziger dem Kreislauf des Bösen entzieht und stattdessen die Gewalt mit Liebe beantwortet, wird dieser Gewalt der Boden entzogen. Auch wenn dies bei Jesus den Tod bedeutete, so konnte das Böse ihn letztlich nicht bezwingen. Gott hat ihn wieder auferweckt und damit auch seinen Weg der bedingungslosen Liebe bestätigt.

Und nun sind wir in die Karwoche eingetreten und wollen Jesus, dem „Friedenskönig“ und „Sündenbock“ auf seinem Leidensweg folgen, um auch an seiner Auferstehung und seinem Leben Anteil zu erhalten. Ist das nicht irgendwie ebenso ungewöhnlich wie das damalige Ereignis? Denn heutzutage scheiden sich an ihm auch die Geister. Viele Mitmenschen um uns herum haben keinen Zugang zu ihm oder distanzieren sich von ihm. Und manche in aller Welt bekämpfen das Christentum sogar und machen es ebenso wie seinen „Gründer“ zum „Sündenbock“ für alle möglichen Vergehen. Inmitten solcher Zustände das Gedächtnis an ihn zu begehen und dabei auch noch angesichts der Corona-Krise auf die sonst üblichen Formen verzichten zu müssen, ist alles andere als selbstverständlich und fordert uns enorm heraus.

Für wen halten wir diesen Jesus von Nazareth? Für mehr als nur für einen vorbildlichen Menschen oder beeindruckenden Religionsstifter? Sehen wir seine verborgene Herrlichkeit auch, wenn er nicht unseren Erwartungen entspricht und unsere Vorstellungen von einem göttlichen Heilsbringer enttäuscht? Trauen wir es ihm zu, uns in diesen Tagen auch ohne die gewohnten liturgischen Feiern nahe zu sein?

Liebe Schwestern und Brüder, in Jerusalem ist Jesus nicht in Macht und Herrlichkeit eingeritten. Ist das nicht ein Hinweis darauf, dass er auch heute unscheinbar und unaufdringlich in unsere Mitte kommen könnte? Sicher geschieht das, wenn wir in familiärer Runde oder allein zuhause

beten und singen oder auf andere Weise seiner gedenken. Und vor allem will er uns auch in denen begegnen, die Not leiden und unserer Hilfe bedürfen. Trotz allen Abstands, den wir vorsorglich halten müssen, gibt es doch manche Möglichkeiten, andere Menschen existentiell zu unterstützen, geistlich zu begleiten oder miteinander zu vernetzen und ihnen damit Worte und Zeichen der Hoffnung zu schenken.

Liebe Schwestern und Brüder, lassen wir uns gerade jetzt in dieser bedrängenden Zeit nicht lähmen, sondern suchen und gehen wir Wege, auf denen uns das Geheimnis des Todes und Auferstehung Jesu Christi vielleicht sogar noch bewusster wird. Die Heilige Woche und das Osterfest fallen nicht aus – alles wird nur anders sein.

## **Ich habe euch ein Beispiel gegeben**

Predigt zum Gründonnerstag am 9. April 2020

### **Abendmahl**

Es war schon ein einzigartiges Mahl, das Jesus im Rahmen des uralten Paschafestes am Abend vor seinem Leiden mit seinen Jüngern gehalten hat. Dabei nahm er Brot, sprach das Dankgebet, brach es und gab es ihnen mit den Worten: „Das ist mein Leib für euch. Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ Ebenso nahm er nach dem Mahl den Kelch und sprach: „Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut. Tut dies, sooft ihr daraus trinkt, zu meinem Gedächtnis!“ Mehrfach wird davon im Neuen Testament berichtet; die älteste Version haben wir vorhin aus dem ersten Korintherbrief gehört (11,23–26). Sozusagen sakramental nimmt Jesus hier im Zeichen vorweg, was am nächsten Tag sehr unfeierlich, gemein und blutig auf Golgatha vor sich gehen sollte, sein Tod am Kreuz.

Von Anfang an hat die Kirche die Feier dieses Gedächtnisses als Herzmitte ihres Lebens oder als Quelle und Gipfel allen Christseins empfunden. Sie ist davon überzeugt, dass in jeder Eucharistiefeier Jesus Christus selbst der eigentliche Gastgeber ist. Er überbrückt die Zeiten und nimmt uns gewissermaßen mit in seinen Abendmahlssaal, aber auch mit in das Geschehen seines Todes und seiner Auferstehung. Er führt uns an seinem Tisch zusammen. Es ist sein Mahl, in dem er sich uns in

den Gestalten von Brot und Wein als Speise gibt. Wir empfangen dabei nicht irgendetwas, sondern ihn selbst. Und jedes Mal, haben wir dabei die Chance, in die Dynamik seines neuen und ewigen Lebens mit einbezogen zu werden und uns verwandeln zu lassen: mit allem, was uns bewegt und beschäftigt, mit Freud und Leid, und das nicht nur individuell oder privat, sondern vielmehr inmitten der Kirche, um zu werden, was wir sind: Glieder des Leibes Christi.

Und dies ist fast allen angesichts der Corona-Krise nun schon seit einiger Zeit verwehrt. Gerade am heutigen Abend tut es besonders weh, sich zwar der Stiftung dieses göttlichen Gastmahls zu erinnern und vielleicht geistlich damit verbunden zu wissen, aber nicht auch leiblich mit allen Sinnen daran teilnehmen zu können.



Lars Eichhorn, Chef von Eulenspiegel Multimedia, bei der Vorabaufnahme der Kathedralschola unter der Leitung von Kathedralmusiker Matthias Mück

## Fußwaschung

Hinzu kommt noch, ernüchternd wahrnehmen zu müssen, dass der Evangelist Johannes an der Stelle, an der die anderen drei Evangelisten in ähnlicher Weise über das letzte Mahl Jesu berichten, stattdessen ausführlich schildert, wie dieser seinen Jüngern die Füße wäscht (13,1-15). War ihm die Handlung mit Brot und Wein vielleicht nicht so wichtig oder hat er sie sogar bewusst ersetzt? Dazu gibt es unter den Bibel-

wissenschaftlern unterschiedliche Meinungen. Am wahrscheinlichsten ist aber wohl, dass Johannes den Gemeinden seiner Zeit damit helfen wollte, tiefer zu verstehen, was Jesus mit seinem letzten Mahl ausdrücken wollte. Und was ist das? Könnte das für uns bei dem auferlegten Verzicht auf die volle Kommunion eventuell auch eine Hilfe sein, die Gemeinschaft mit ihm und untereinander noch auf eine andere Weise zu erfahren?

Anderen die Füße zu waschen, war ein so niedriger Dienst, dass man ihn nicht einmal den jüdischen Dienern zugemutet hat, sondern nur den heidnischen Sklaven. Deshalb ist es verständlich, dass Petrus diese Geste Jesu auch entrüstet ablehnt: „Du, Herr, willst mir die Füße waschen?“ Auf einem Relief der Kathedrale von St. Gilles-du-Gard in Südfrankreich ist zu sehen, wie Petrus sich dabei mit dem linken Zeigefinger an die Stirn tippt. Ist es ein Ausdruck der Nachdenklichkeit und des Nichtverstehens oder ein Signal für Jesus, dass da etwas nicht stimmt? Nicht auszuschließen ist, dass Petrus Jesus mehr oder weniger „den Vogel zeigt“.

Jesus aber überrascht ihn mit seiner Antwort: Wer sich von ihm nicht die Füße waschen lässt, kann nicht in inniger Gemeinschaft mit ihm sein. Zugleich macht er seinen Jüngern aber auch deutlich: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe.“ Und das ist sicher nicht nur in Form einer liturgischen Symbolhandlung gemeint, sondern ganz praktisch bezogen auf die Nöte und Herausforderungen unserer Welt. „Wir wollen nicht“ – so heißt es im ersten Johannesbrief (3,18) – „mit Wort und Zunge lieben, sondern in Tat und Wahrheit.“ Wieviel Zeit, Kraft und Fantasie investieren wir doch immer wieder in die Gestaltung unserer Gottesdienste, damit sie festlich und ansprechend sind! Könnte der abrupte Ausfall der öffentlichen Liturgien in diesen Tagen uns nicht vielleicht auch dazu anregen, uns noch mehr denen zuzuwenden, die in den unterschiedlichsten Nöten sind? Heißt es nicht auch aus dem Munde Jesu (Mt 25,40): „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“! Ist das nicht ebenfalls – wie der Auftrag zum Brechen des Brotes – ein Vermächtnis des Gründonnerstags? Und singen wir nicht manchmal – wie auch heute noch (GL 470,2): „Wenn das Leid jedes Armen uns Christus zeigt, und die Not, die wir lindern, zur Freude wird, dann hat Gott unter uns schon sein Haus gebaut, dann wohnt er schon in unserer Welt.“

Ja, dann schauen wir heut schon sein Angesicht in der Liebe, die alles umfängt"? Mitmenschlichkeit, Nächstenliebe und Dienstbereitschaft gehören genauso zu uns Christen wie der Gottesdienst, und wenn eine Gemeinde dies vergäße, wäre sie eine Karikatur.

### Nachtwache

Und auf noch etwas lenkt der heutige Abend unseren Blick: Nach dem Mahl folgt der Gang zum Ölberg und die zunehmende Vereinsamung Jesu in der Nacht vor seiner Verhaftung (vgl. z.B. Mt 26,36-46). Traurigkeit und Angst ergreifen ihn. Er bittet die drei Jünger, die er mitgenommen hat: „Bleibt hier und wacht mit mir!“ Und zu Gott betet er flehentlich: „Mein Vater, wenn es möglich ist, gehe dieser Kelch an mir vorüber. Aber nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ Wenn es – so fügt er hinzu – nicht anders sein kann, dann „geschehe dein Wille.“ Und was tun seine Jünger in diesen dramatischen Stunden? Sie schlafen.

Liebe Schwestern und Brüder, wir aber sollten angesichts der fast apokalyptisch anmutenden Corona-Pandemie nicht in Resignation verfallen und uns lähmen lassen. Bleiben wir wachsam und hilfsbereit und bewahren wir uns im Wissen um Ostern Hoffnung und Zuversicht! Wenn wir auch heute nicht gemeinsam in traditioneller Weise die Eucharistie feiern können, so kann doch das, was sich mit dem Gründonnerstag verbindet, uns zutiefst anrühren und sich in unserem Leben segensreich auswirken: das gläubige Teilen des Brotes – vielleicht bei einer häuslichen Agape-Feier, der selbstlose Dienst aneinander in vielfältiger Form und das vertrauensvolle Gebet in den Beschränkungen und Ungewissheiten dieser Tage. „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ bedeutet dann zugleich: nicht nur die Eucharistie zu feiern, sondern auch die gegenwärtigen Verhältnisse im Blick auf den Gekreuzigten und Auferstandenen tapfer auszuhalten und sowohl trostreich als auch barmherzig zu wirken. Und ich glaube fest, dass uns dabei auch der Herr nahe sein wird, den die meisten von ihnen sonst heute in der Kommunion empfangen hätten.

# Kein Ostern ohne Karfreitag und Karsamstag

Predigt zum Ostersonntag am 12. April 2020

## Gedämpfte Stimmung

„Vom Eise befreit sind Strom und Bäche durch des Frühlings holden belebenden Blick ...“ So beginnt – wie die Älteren unter Ihnen sicher noch wissen – der „Osterspaziergang“, ein Gedicht von Johann Wolfgang von Goethe. Eine heitere und beschwingte Atmosphäre wird da beschrieben. Die Natur ist erwacht, die Sonne strahlt, die Menschen strömen aus ihren Häusern und zur Stadt hinaus, lassen alles Bedrückende hinter sich, fühlen sich wie neugeboren, sind glücklich und genießen das Leben. Not und Leid scheinen wie weggewischt zu sein. Zufriedenheit und Freude erfüllt alle. Hier ist man Mensch, hier darf man's sein. So wünschten sich viele bestimmt auch heute das Osterfest: froh und munter.



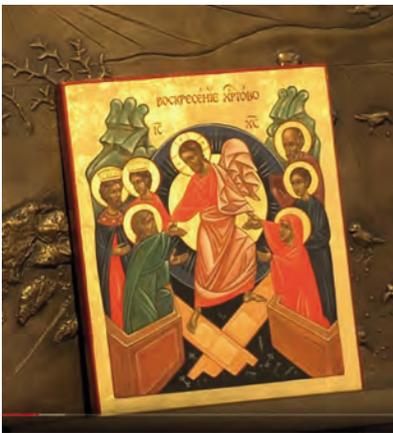
Dem ist aber nur bedingt so. Freilich hat das Wetter zeitweise schon Sommerqualität, wenn auch mit sonderbaren Kapriolen, blüht es in Hülle und Fülle, aber andere Entwicklungen der letzten Wochen haben sich uns schwer aufs Gemüt gelegt, verbreiten überall Angst und Sorge. Vielerorts geht es wirklich um Leben und Tod. Wuhan und Bergamo, New York und Heinsberg sind nur die Spitze eines Eisbergs. Das Corona-Virus ist inzwischen nicht mehr nur nebenan, sondern schon mitten unter uns. Und wenn man dann noch an die Menschen im Nahen Osten oder auf den griechischen Inseln denkt, könnte man verzweifeln.

Haben wir nicht schon in unserer eigenen Gesellschaft und in unseren Kirchen genügend Sorgen und Probleme, die uns zu schaffen machen?

Und da sollen wir Ostern feiern, obwohl auch noch alle öffentlichen Gottesdienste abgesagt wurden, und es außerdem nicht möglich ist, Verwandte und Freunde zu besuchen? Sicher! Trotz allem! Ostern fällt nicht aus. Aber was ist mit der Freude und Hoffnung, die sich eigentlich mit diesem Fest und seiner Botschaft verbinden? Hängt uns nicht eher der Karfreitag mit seinem dramatischen Geschehen noch nach, oder der Karsamstag mit seiner Grabesruhe und quälenden Ungewissheit? Bricht nicht manchen, wenn sie an die Zukunft denken, regelrecht der Boden unter den Füßen weg, oder tut sich ein Loch auf, das sie nach unten zu ziehen droht?

### Hinabgestiegen in das Reich des Todes

Gerade da setzt Ostern an. Schließlich hat sein Geheimnis ja mit allen Dimensionen des Lebens zu tun und ist ohne den Karfreitag und den Karsamstag nicht zu verstehen. Darum spricht unsere Kirche auch von den drei österlichen Tagen. Passion und Auferstehung gehören untrennbar zusammen. Denn Jesus ist vor allem in seinem Tod mit all denen solidarisch geworden, die leiden und sterben. Und so ist unsere tiefste menschliche Ohnmacht für immer zu einem Ort Gottes geworden. Gerade da ist Gott uns nahe.



Eindrücklich führt uns die Osterikone der Kirchen des byzantinischen Ritus diesen Zusammenhang vor Augen. In der westlichen Tradition sind wir es gewohnt, dass auf einem solchen Bild zumeist der Augenblick eingefangen wird, in dem Christus als Sieger aus dem Grab steigt. Ganz anders bei dieser östlichen Darstellung. Dort sehen wir, wie Christus nach seinem Tod in die Unterwelt steigt und die Toten aus ihren Gräbern befreit. Nicht ein historischer Moment der

Auferstehung wird hier festgehalten, sondern deren ganze Wirklichkeit. Hier ist ins Bild gebracht, was wir fast jeden Sonntag im Apostolischen Glaubensbekenntnis beten: „Hinabgestiegen in das Reich des Todes“. Die Tore der Unterwelt sind zerbrochen und liegen über Kreuz da. Darauf stehend zieht Christus Adam und Eva stellvertretend für alle Menschen aus ihren Gräbern empor. Und die Frommen des Alten und Neuen Bundes, vor allem David und Salomo sowie Johannes der Täufer schauen voll Anteilnahme zu. Davon kündet auch der in der Liturgie immer wieder erklingende Gesang: „Christus ist auferstanden von den Toten, hat durch den Tod den Tod überwunden und denen im Grab das Leben geschenkt.“ Bild und Text besagen, dass Christus aus der tiefsten Verlorenheit auferstand und damit der ganzen Menschheit eine neue Zukunft eröffnet hat.

Nach Kardinal Ratzinger – dem späteren Papst Benedikt – bedeutet dieses Bekenntnis des Karsamstags, „dass Christus das Tor der Einsamkeit durchschritten hat, dass er abgestiegen ist in den unerreichbaren, unübersteigbaren Grund unseres Verlassenseins. Es bedeutet, dass auch in der letzten Nacht, in die kein Wort mehr dringt, in der wir alle wie weinende, ausgestoßene Kinder sind, eine Stimme ist, die uns ruft, eine Hand, die uns nimmt und führt. ... Der Mensch lebt im Tiefsten nicht vom Brot, sondern im Eigentlichen seines Menschseins lebt er davon, dass er geliebt wird und selber lieben darf. Seitdem es die Anwesenheit der Liebe im Raum des Todes gibt, gibt es Leben mitten im Tod.“

### **Zum Leben ermutigt**

Wenn Ostern das bedeutet, dürfen wir zunächst einmal uns gerade mit dem, was derzeit Angst macht, was dunkel ist, woran wir leiden, im Gebet vor Gott bringen. Seitdem Jesus in die Abgründe des Todes hinabgestiegen ist, ist Gott in jedem Bereich unserer Seele gegenwärtig. „Wir sprechen“ – wie ein Jesuitenpater (Karl Kern SJ) dies einmal gesagt hat – „die Ängste aus wie Jesus am Ölberg, wir schreien sie hinaus wie Jesus am Kreuz. Keiner muss tapferer sein als der Herr selbst. ...Beten heißt manchmal, innerlich durchs Fegfeuer, ja durch die Hölle gehen, unsere Verlorenheit aushalten in der Hoffnung wider alle Hoffnung, dass da einer mit uns ist. Jesus teilt am Karsamstag gerade diese dunklen Erfahrungen mit uns.“

Davon aber motiviert und gestärkt könnten wir dann wie Christus in

die äußeren und inneren menschlichen Dunkelheiten gehen und dort zu einem Zeichen der Gegenwart Gottes werden, Trost spenden und den vielfältigen Nöten und Ängsten Glaube, Hoffnung und Liebe entgegenzusetzen. „Die Welt“ – so hat es auch schon die Würzburger Synode 1975 selbstkritisch zum Ausdruck gebracht – „braucht keine Verdopplung ihrer Hoffnungslosigkeit durch Religion; sie braucht und sucht (wenn überhaupt) das Gegengewicht, die Sprengkraft gelebter Hoffnung. Und was wir ihr schulden, ist dies: das Defizit an anschaulich gelebter Hoffnung auszugleichen.“ Erfreulicherweise geschieht dies auch in der aktuellen Situation recht vielfältig. Ausdrücklich danke ich darum allen Haupt- und Ehrenamtlichen, die sich innerhalb und außerhalb der Kirche, dafür einsetzen, dass das Leben weitergehen kann – oft unter der Gefahr für sie selbst. Hierbei scheint für mich durchaus etwas von der Dynamik der Auferstehung auf, die mit Christus begonnen hat und die sich seitdem unaufhaltsam durchsetzt – durch Dunkelheit und Tod hindurch.

Das, liebe Schwestern und Brüder, ist unsere Botschaft. Sicher erscheint uns vieles noch unbegreiflich. Das Leid unzähliger Menschen in unserem Land, aber auch in den Flüchtlingslagern und in den Slums so vieler Großstädte schreit zum Himmel. Mit Ostern ist uns aber zugesagt, dass es keinen Ort mehr gibt, an dem Gott nicht wäre. Es ist uns zugesagt, dass es zwar den Tod noch gibt, aber dass er nur noch das vorletzte Wort hat. Das letzte Wort hat Gott, und dieses Wort heißt Leben. Das sollte uns mit Zuversicht erfüllen und in den Osterjubiläum der Kirche einstimmen lassen: „Der Herr ist auferstanden – er ist wahrhaftig auferstanden. Halleluja!“



# Zwischen Gottesdienstverbot und möglichen Lockerungen

Gastbeitrag für katholisch.de am 20. und für die Volksstimme vom 21. April 2020

Für viele war und ist es schmerzlich, schon seit Wochen – vor allem aber an den Kar- und Ostertagen – nicht mehr leiblich in einem Gottesdienst gewesen zu sein. Die vertraute Gemeinschaft und die sonst stärkende Kommunion werden sehr vermisst. Außerdem sind zahlreiche erwachsene Taufbewerber, Erstkommunionkinder und jugendliche Firmlinge traurig, die sie betreffenden Sakramente nun erst zu einem späteren – noch nicht konkret auszumachenden – Termin empfangen zu können. Das verstehe ich ganz und gar! Keine Frage! Auch mir liegt die Religionsfreiheit am Herzen und tut es weh, immer noch auf öffentliche Gottesdienste verzichten zu müssen, zumal für uns Katholiken ja die Eucharistiefeier Quelle und Gipfel allen Christ- und Kirche-Seins ist. Mich irritiert aber zunehmend der Unmut, den manche Gläubige und kirchliche Verantwortungsträger inzwischen wehleidig oder kämpferisch zum Ausdruck bringen. Sollten wir als Christen nicht eher verantwortungsbewusst und solidarisch mit dafür Sorge tragen, die lebensbedrohliche Ansteckungsgefahr durch das Corona-Virus einzudämmen und eine medizinische Überforderung unserer Gesellschaft zu verhindern, als ähnlich wie verschiedene Lobbyisten versuchen, unsere Partikularinteressen durchzusetzen? Und sind gegenüber den Nöten und Leiden derer, die um ihr eigenes Leben oder das von Verwandten bangen müssen, die kaum noch eine wirtschaftliche Perspektive für sich sehen oder die im Einsatz gegen die Pandemie beruflich in vorderster Linie gefragt sind, unsere Gottesdienstausfälle nicht fast Luxusprobleme? Da gilt es, die Güter entsprechend abzuwägen.

Ist es berechtigt, von einer – wie ich kürzlich lesen konnte – „Gesundheitsdiktatur“ zu reden? Demgegenüber kenne ich zunächst einmal fast niemanden, der bei Glückwünschen nicht immer wieder hervorhebt, wie wichtig besonders die Gesundheit sei. Sicher wird sie aus christlicher Perspektive nicht als höchster Wert angesehen, sie sollte aber auch nicht leichtfertig aufs Spiel gesetzt werden. Und außerdem gibt es beträchtliche Unterschiede zwischen einer autoritären Diktatur, die

aus ideologischen Gründen Freiheitsrechte unterdrückt, und einem demokratischen Staat, der um des Gemeinwohls willen zeitweise manches beschränkt. Jetzt vielleicht ein Widerstandsrecht gegenüber einem vermeintlichen „Obrigkeitsstaat“ zu reklamieren, halte ich für anachronistisch. Dabei möchte auch ich freilich nicht entmündigt und blind auf ein Kollektiv oder eine Volksgemeinschaft eingeschworen werden, bin jedoch bereit, derartige Anordnungen in Kauf zu nehmen, wenn sie denn als sinnvoll und hilfreich erscheinen. Zugleich sollte man aber durchaus wachsam bleiben, um sich die vom Grundgesetz garantierte Religionsfreiheit nicht schrittweise und hinterrücks durch vielleicht antireligiös wirkende Kräfte aushebeln zu lassen.

Jegliche Freiheit ist – und das sollte ebenso bedacht werden – nicht grenzenlos, sondern endet dort, wo die Freiheit des oder der anderen beginnt. Ähnlich wie ein antiautoritär erzogenes Kind, wenn es sich übergriffig verhält, deutlich in seine Schranken gewiesen werden muss, hat auch niemand ein Recht, irgendwelche Mitmenschen bewusst oder unbewusst durch Ansteckung in Gefahr zu bringen. Vielleicht bin ich als ehemaliger DDR-Bürger mit einer solchen Meinung nicht ganz freiheitstauglich, auf jeden Fall aber habe ich ein Gespür dafür, dass auch in einer demokratisch-pluralistischen Gesellschaft nicht alle ihren Selbstverwirklichungsfantasien um jeden Preis freien Lauf lassen können, sondern mancher Verzicht und manches Opfer nötig ist, um ein gedeihliches Zusammenleben zu ermöglichen.

Wenn seitens der Kirchen nunmehr der Druck auf den Staat erhöht wird, dass bald-möglichst wieder Gottesdienste nicht nur per Radio, Fernsehen und Livestream mit-gefeiert werden können, frage ich mich natürlich, ob das in der den aktuellen gesetzlichen Vorschriften anzupassenden Form tatsächlich den Glauben fördert oder eher zum Krampf wird. Ich kann mir bis jetzt jedenfalls kaum vorstellen, wie Gottesdienste mit Zugangsbegrenzung, Anwesenheitsliste, Abstandswahrung, Mundschutz, Handschuhen, einem Desinfektionsritus vor der Gabenbereitung und der Austeilung der Kommunion mittels einer – noch zu erfindenden – liturgischen Zange gottgefällig und heilsdienlich sein sollen. Wie und nach welchen Kriterien soll darüber entschieden werden, wer teilnehmen darf und wer nicht? Wer soll überwachen, dass auch alle Regeln eingehalten werden? Und was ist mit den Gemeinden, die nur kleine Kirchen oder Kapellen haben? Werden auf diese Weise nicht neue Probleme geschaf-

fen und die Frustration vergrößert? Sollte man nicht noch etwas abwarten, um erst dann wieder gemeinsam Gottesdienste zu feiern, wenn es natürlicher und menschenfreundlicher geschehen kann? Bis dahin aber dürfte jemand, dem Glaube und Kirche etwas bedeuten, auch weiterhin Möglichkeiten finden, um geistlich zu überleben. Schließlich bleiben ja zum Beispiel auch die Kirchen zum individuellen Gebet geöffnet.

## Wie kommt man zum österlichen Glauben?

Predigt zum 3. Sonntag der Osterzeit am 26. April 2020

Wie ist es möglich, zum österlichen Geheimnis Zugang zu finden? Das heutige Evangelium ( Lk 24, 13–35) bietet uns dazu eine gute Hilfe. Die Erzählung von den beiden Jüngern, die auf dem Weg von Jerusalem nach Emmaus sind, ist die ausführlichste aller Ostergeschichten. Ihr Anliegen ist kein historischer Bericht, wohl aber ein Versuch, modellhaft aufzuzeigen, wie jemand, der nicht selbst Zeuge der Auferstehung gewesen ist, damals wie heute zum Glauben an den auferstandenen Jesus Christus kommen kann.

„Wir aber hatten gehofft ...“ So hören wir die zwei Jünger auf dem Weg nach Emmaus klagen. Sie befinden sich in einer Umbruchsituation, wie sie tiefer kaum sein kann. Der, auf den sie alle Hoffnung gesetzt hatten, ist tot, schmachvoll hingerichtet; sein Werk scheint auf tragische Weise gescheitert zu sein. Und damit sind auch sie zutiefst erschüttert und ratlos. „Wir aber hatten gehofft ...“ In diesem Satz sammelt sich die ganze Klage derer, die vor den Trümmern ihrer Hoffnung stehen. Spiegelt sich darin nicht auch unsere eigene Klage wider? Die Klage über die Entwicklung unserer Kirche und Gesellschaft, die Klage über all die ungelösten Probleme in unserer Welt und nun auch noch über die vielfältigen Sorgen und Nöte, die sich mit der Corona-Pandemie verbinden? Hinzu kommt die Klage über unsere ganz persönlichen Verlusterfahrungen, über manche Hilflosigkeit und Ohnmacht. „Wir aber hatten gehofft ...“ Zunächst einmal muss man wohl – wie es die Emmaus-Geschichte nahelegt – durch Enttäuschung hindurch oder mit ihr leben lernen, müssen trügerische Illusionen, überzogene Vorstellungen und festgemauerte Ideologien zusammenbrechen. Wer nicht existentiell betroffen

ist, kann auch nicht glauben. Christlicher Glaube ist keine Weltanschauung, die ich mir anlese und dann vertrete, sondern etwas, was mich zutiefst ergreift und bewegt. Er fällt auch nicht nur vom Himmel, sondern setzt voraus, dass ich Jesus kenne, seine Lehre und sein Leben.

Dennoch bleiben Enttäuschungen und Zweifel nicht aus. Sie gehören geradezu zur menschlichen Realität. Entscheidend ist aber, darin nicht „vor Anker zu gehen“ und nichts anderes mehr zu sehen. Darum lädt Jesus ein, über den eigenen Horizont hinauszublicken, und er ruft einiges in Erinnerung, was die beiden Jünger wohl vergessen hatten. „Musste nicht der Messias all das erleiden?“ Damit verweist er auf die Heilige Schrift mit ihren prophetischen Andeutungen und Hinweisen. War da nicht vom „leidenden Gottesknecht“ die Rede? Hatte Jesus nicht mehrfach angekündigt, dass er leiden müsse? Hatte er nicht gesagt, wer sein



In der St. Mechthild-Grundschule Magdeburg wurden viele Szenen der Sehnsucht in Zeiten von Corona gebastelt und im Livestream gezeigt

Jünger sein wolle, folge ihm nach und nehme sein Kreuz auf sich, oder: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein, wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht“? Damit korrigiert er die eher herrschaftliche Messias-Erwartung der Jünger und vieler Zeitgenossen. Und heute? Verdrängen oder verharmlosen wir solche ernüchternden Hinweise nicht auch gern? Haben wir nicht auch unsere festen Vorstellungen von Kirche und Gottesdienst und sind der Meinung, dass alles eigentlich nur von sicht- und messbaren Erfolgen gekrönt sein müsse?

Auf diesem Hintergrund wäre es sicher hilfreich, öfter darüber nachzudenken, aus welchen Gründen Gott uns wohl bestimmte Entwicklungen zumutet, die wir so nicht erwartet haben. Gott ist schließlich größer als unsere Vorstellungen und größer als die Gestalt von Kirche, wie sie uns bisher lange Zeit vertraut war.

Worauf aber weist das heutige Evangelium noch hin? „Brannte nicht“ – so erinnern sich die Jünger auf dem Rückweg – „unser Herz in uns, als er unterwegs mit uns redete und uns den Sinn der Schriften eröffnete?“ Der Auferstandene zeigt sich zwar den Frauen und Männern, die ihm gefolgt waren, auch einzeln und auf verschiedene Weise, er beruft sie aber jedes Mal in eine Gemeinschaft von Menschen, die miteinander die Ostererfahrung teilen und feiern, die daraus leben und sie nach außen tragen. In der Emmaus-Geschichte geschehen alle Ereignisse innerhalb einer Gruppe: das Gespräch auf dem Weg, das gemeinsame Wandern, die Auslegung der Schrift, das Mahl. Der christliche Glaube hat immer einen sozialen Aspekt; er setzt einerseits gewachsene Kontakte voraus und schafft andererseits neue Verbindungen unter den Menschen. Nicht umsonst gehen den beiden Jüngern beim Mahl die Augen auf. Und so ist unsere Kirche seit eh und je auf lebendigen Austausch und echte Kommunikation der Glaubenden angewiesen. Völlig unerwartet ist das momentan durch die Anordnungen, auf Abstand voneinander zu bleiben und jegliche Gemeinschaft zu meiden, jedoch in Frage gestellt. An Eucharistiefiern teilzunehmen, ist den meisten verwehrt oder nur über Radio, Fernsehen und Internet möglich. Und doch – so meine ich – kann auch in einer solchen Situation Verbundenheit erfahren werden und Gemeinschaft zum Ausdruck kommen. Viele mühen sich jedenfalls darum, mit anderen in Beziehung zu bleiben, Freud und Leid miteinander zu teilen und sich gegenseitig Mut zu machen.

Was wünsche ich Ihnen? Was wünsche ich uns allen? Den Erfahrungen der Emmaus-Jünger entsprechend eine heilsame Enttäuschung, eine tiefgehende Erkenntnis und eine freudige Betroffenheit. Wir können den Auferstandenen nicht in unsere Mitte beschwören oder festhalten. Wir können ihn auch nicht zwischen Kaffeepause und Feierabend erkennen. Der Weg mit ihm ist auch nicht unbedingt ein gemütlicher Spaziergang. Er fordert uns schon heraus. Manchmal ergeht es uns dabei so wie den Jüngern von Jerusalem nach Emmaus, manchmal aber auch wie auf dem Rückweg nach Jerusalem.

Und wozu ist ein solcher Glaube gut? Wie sich immer wieder zeigt, gibt er Halt und Tiefe, erweist er sich als Orientierungspunkt, von dem aus wir unser Leben sinnvoll gestalten können. Der Glaube an die Auferstehung hilft nicht nur uns selbst, er verändert auch die Welt, in der wir leben. Er ist kein Opium für Arme oder Luxus für Betuchte. Auch wenn er oftmals in der Geschichte politisch instrumentalisiert oder anderweitig missbraucht wurde, ist er keine militante Ideologie, die Hass und Gewalt rechtfertigen kann oder darf. Gegen allen Egoismus und alle Gleichgültigkeit drängt er zum Handeln: zum Einsatz für die Menschenwürde und das Gemeinwohl, für soziale Gerechtigkeit und einen barmherzigen Umgang miteinander. Dabei kennt er auch eigenes Versagen, weiß um alle Unvollkommenheit und Sünde und hofft doch immer wieder auf Gnade, Umkehr und Versöhnung. Christlicher Glaube kann zwar nicht das Paradies auf Erden errichten, aber doch das Stückchen Erde, das wir bewohnen, ein wenig menschlicher werden lassen. Tragen wir alle nach unseren Möglichkeiten mit dazu bei, dass es in unserer Welt etwas mehr Liebe, etwas mehr Barmherzigkeit und etwas mehr Hoffnung gibt.



Auch das Ensemble Vox in vobis unter der Leitung von Dr. Regina Lorek hat mit seinen Gesangeinlagen die Livestreamübertragungen musikalisch unterstützt.

# Pyrrussieg

KNA-Interview von Karin Wollschläger am 27. April 2020



Karin Wollschläger, KNA

Am Montag wollte das Corona-Kabinettt über ein Rahmenkonzept zu Gottesdienst-Öffnungen beraten. Magdeburgs Bischof Gerhard Feige hat starke Bedenken hinsichtlich einer Wiederzulassung unter den gegebenen Bedingungen. Als einziger katholischer Bischof in Deutschland hat er auch die innerkirchliche Debatte scharf kritisiert. Im Gespräch mit der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA) sprach Feige in Magdeburg über Reaktionen und warum er weiterhin skeptisch bleibt.

**KNA:** Herr Bischof Feige, Ministerpräsident Reiner Haseloff hat am Sonntagabend angekündigt, dass auch Sachsen-Anhalt unter Auflagen ab Anfang Mai wieder öffentliche Gottesdienste zulassen will. Sie sehen solche Öffnungen sehr skeptisch. Wird das Bistum Magdeburg weiter verzichten?

**Feige:** Darüber werden wir im Ordinariatsrat in den nächsten Tagen noch sprechen. Wie ich dann entscheide, mache ich auch davon abhängig. Dabei werde ich meine Bedenken nicht zurückhalten, zumal es an verschiedenen Orten unseres Bistums gar nicht möglich erscheint, die erfordernten Hygiene-Auflagen umzusetzen. Mit unserem Ministerpräsidenten sind wir übrigens ganz gut im Gespräch und wollten gemeinsam nicht bundeseinheitlichen Regelungen vorausgreifen.

Was aber staatlich nun unter restriktiven Bedingungen ermöglicht wird, muss kirchlicherseits nicht unbedingt Jubel auslösen und wirklich dem Heil dienen.

**KNA:** Sie haben vergangene Woche öffentlich gefragt, ob solche Gottesdienste „gottgefällig und heilsdienlich“ sein könnten und umfassend Kritik an der Debatte um eine Lockerung des Gottesdienstverbots geübt. Wie waren die Reaktionen?

**Feige:** So viele Reaktionen habe ich in meinem Leben noch auf kei-

ne andere Äußerung bekommen, aus dem eigenen Bistum, aus ganz Deutschland und darüber hinaus, die meisten zustimmend, einige sogar sehr bewegend und ermutigend, mit einer großen Weite und geistlichen Tiefe. Offensichtlich war und ist durch mich ein Nerv getroffen worden. Nur wenige haben mich – so jedenfalls meine Wahrnehmung, die auf manche digitalen Medien verzichtet – angegriffen oder sind sogar unter die Gürtellinie geraten, ihrer eigenen Deutung nach besonders überzeugte Katholiken.

**KNA:** Viele Kirchenvertreter verbuchen die neuen Lockerungen als Erfolg.

**Feige:** Manche werten es als Erfolg, dass in Deutschland – regional verschieden – inzwischen schon oder bald wieder sogenannte öffentliche Gottesdienste möglich sind. Aber ist das nicht ein Pyrrhussieg? Was ist damit gewonnen? Für wen? Und mit was für Folgen?

Liest man die schon existierenden diesbezüglichen kirchlichen Schutzkonzepte oder Dienstanweisungen, kann man einen Eindruck davon bekommen, was da zu erwarten ist. Selbst kann ich nicht beurteilen, ob alle angeordneten Schutzmaßnahmen und hygienischen Regeln wirklich notwendig sind, halte es aber für wichtig und sinnvoll, sie zu befolgen. Sollten unter diesen Bedingungen aber Gottesdienste gefeiert werden?

**KNA:** Warum nicht?

**Feige:** Wirklich öffentlich sind sie ja gar nicht. Nur eine geringe Zahl von Gläubigen wird nach bestimmten Kriterien zugelassen. Nicht die Kranken und Schwachen dürfen kommen, sondern nur die Starken und Gesunden. Auch die mit einer schwachen Blase müssen fernbleiben, da ja die Toiletten zu schließen sind. Und dann ist es notwendig, sich anzumelden. Digitale haben da sicher einen Vorteil vor den Analogen.

Und wer oder was entscheidet über eine Teilnahme? Die Schnelligkeit oder Beziehungen? Wird es irgendwie gerecht zugehen oder nicht? Und wie soll man sich die Ordner und Ordnerinnen vorstellen, die den Einlass regeln? Welche Fähigkeiten werden von ihnen erwartet? Fragen über Fragen, auf die ich keine befriedigenden Antworten weiß. Auch angesichts vieler kleiner Kirchen bei uns könnten nur wenige das Privileg einer Gottesdienstteilnahme in Anspruch nehmen. Viele blieben also

ausgeschlossen. Kann man das als positiven Zwischenschritt begrüßen?

**KNA:** Sie haben auch liturgische Bauchschmerzen geäußert.

**Feige:** Ja. Die Gestalt und Art der liturgischen Feier, wie sie sich aus den entsprechenden Schutzkonzepten erschließt, mutet sehr sonderbar an. Mir kommt da wieder die vorkonziliare Form der Messe in Erinnerung, die - wie es hieß - 'gelesen' wurde und bei der manche mangels wirklicher Beteiligung den Rosenkranz beteten. Kommt es bei einer Eucharistiefeier nicht auf mehr an, als nur auf den rituellen Vollzug und ein objektives Heilsgeschehen? Und was ist mit der Kommunion? Egal ob mit Desinfektionsmittel, Handschuh oder Zange, bei keiner dieser fragwürdigen Methoden ist eine Ansteckungsgefahr völlig auszuschließen. Glaubt jemand wirklich, dass solche sterilen Gottesdienste das Herz erheben und die Seele trösten können oder Kinder und Jugendliche nur im Geringsten ansprechen? Wie soll dabei Gemeinschaft mit dem auferstandenen Herrn und miteinander erfahrbar werden?

**KNA:** Also lieber gar nichts, als so was?

**Feige:** Wie bleiben eigentlich die vielen katholischen Gläubigen auf der Welt, die aufgrund des großen Priestermangels nur wenige Male im Jahr



die Eucharistie mitfeiern und die Kommunion empfangen können, in ihrem Glauben lebendig? Jetzt hätten wir die Möglichkeit, dieses eucharistische Fasten einmal solidarisch nachzuvollziehen und intensiver darüber ins Gespräch zu kommen, was uns auch sonst geistlich trägt und was sich an Kirche vielleicht verändern müsste.

Stattdessen versuchen wir, so schnell wie möglich wieder zu einer angeblichen Normalität zurückzukehren.

**KNA:** Laut einer Umfrage zu den ausgefallenen Ostergottesdiensten, hat eine Mehrheit der Katholiken nichts vermisst. Was bedeutet das aus Ihrer Sicht?

**Feige:** Wenn wir als Kirche selbst jetzt auch noch eine große Zahl von Gläubigen aus unseren Gottesdiensten ausschließen und mit nur wenigen so sonderbar Liturgie feiern, braucht man sich nicht zu wundern, wenn wir allmählich in Gefahr geraten, zu „versekten“.

**KNA:** Was entgegnet Sie Menschen, die sagen: „Ich war jetzt bei so einem Gottesdienst mit Auflagen, und es hat mir sehr gut getan, mir hat das gefehlt.“

**Feige:** Zunächst einmal respektiere ich natürlich persönliche Gottesdinnerfahrungen. Ich muss jedoch auch die im Blick haben, die dabei ausgeschlossen sind, und diejenigen, die mit einer solchen Form überhaupt nichts anfangen können. Gerecht ist so etwas auf jeden Fall nicht. Und dabei geht es ja nicht nur um die individuelle Frömmigkeit, sondern auch darum, woraus und wofür Kirche lebt und wie sie in Erscheinung tritt. Individuell beten konnte man in unseren Kirchen auch weiterhin, es wird nur - wie ich bruchstückhaft wahrgenommen habe - gar nicht so häufig genutzt.

# Gute Hirten

Predigt zum 4. Sonntag der Osterzeit am 3. März 2020

Von einem zeitgenössischen Nichtchristen stammt das bittere Wort: "Es gibt zwei Arten von Hirten: diejenigen, die sich für die Wolle interessieren, und diejenigen, die sich für das Fleisch interessieren. Keiner interessiert sich für die Schafe." Diese Einschätzung passt gut in unsere Welt, in der Nutzen und Gewinn eine entscheidende Rolle spielen. Für viele hat das Hirtenbild seine Romantik verloren und ist keine Idealvorstellung mehr. Es gehört einer patriarchalischen Lebensform an, die heute weitgehend abgelehnt wird. Wer will noch Schaf sein oder zu einer Herde gehören? Wer will noch bevormundet, gegängelt oder ausgenutzt werden? Und doch halten viele nach jemandem Ausschau, an den sie sich anlehnen können, der sich für sie interessiert, Orientierung und Halt gibt, Mut macht und tröstet.

Hirten gab und gibt es viele. Im Alten Testament wurden Mose und David oder andere verheißene Führer des Volkes als solche angesehen, aber auch verantwortungslose Könige und Richter so bezeichnet. Von guten und schlechten Hirten war dabei die Rede. Vielfach wurde das Hirtenbild unmittelbar auf Gott bezogen. Im Neuen Testament ist der gute Hirte schließlich eine der verbreitetsten Bezeichnungen für Jesus Christus, in der christlichen Kunst dann die älteste Christusdarstellung überhaupt. Seit dem Barock gibt es im Rahmen zunehmender Marienverehrung außerdem sogar den Bildtypus der „Göttlichen Schäferin“.

Wenn wir in unserer postmodernen Gesellschaft immer noch von guten Hirten reden wollen, sollten wir nicht in Nostalgie verfallen, sondern gut überlegen, welche Bedeutung sich damit auch heute verbinden könnte, für Männer wie Frauen, für Seelsorger und Seelsorgerinnen. Keine Frage! Der eigentliche gute Hirte ist und bleibt zu allen Zeiten Jesus Christus selbst, nicht nur für die weißen, sondern auch für die schwarzen Schafe. Ihm liegen alle am Herzen. Er kennt jeden von uns und geht auch denen nach, die sich verirren. Das sollte niemand, der versucht, ihm nachzueifern, vergessen, für sich selbst und für seinen Dienst an den anderen. Was aber könnte kirchliche Hirten und „Schäferinnen“ heutzutage darüber hinaus besonders herausfordern? Schon vor Jahrzehnten hieß bei uns im Bistum ein pastoraler Leitspruch: „Von der versorgten zur sorgenden

Gemeinde". Gemeint ist damit für alle Christen, sich nicht ausschließlich von Hauptamtlichen betreuen zu lassen, sondern selbst – durch Taufe und Firmung dazu berufen und gesandt – Kirche mit zu verwirklichen und zu leben. Was bliebe dann noch für den Hirtendienst? Oder anders gefragt: Was wäre dabei noch stärker in den Blick zu nehmen? Vielleicht kann uns dazu eine kleine Geschichte aus einem anderen Kontext etwas weiterhelfen.

Ein Mann – so wird da erzählt – hatte einen jungen Adler gefangen und ihn jahrelang zusammen mit Hühnern aufwachsen lassen. Einem erfahrenen Besucher aber ließ das keine Ruhe. Er war davon überzeugt, dass dieser Adler trotz seines den Hühnern angepassten Verhaltens noch immer das Herz und die Fähigkeiten eines Adlers habe. Der Besitzer hingegen hielt das für völlig unmöglich. Mehrere Versuche, den Adler zum



Am Sonntag des guten Hirten erzählt Dr. Jürgen Wolff von seinen Beweggründen, Priester werden zu wollen.

Fliegen zu bringen, scheiterten zunächst kläglich. Aber dann kam doch der große Moment, weit weg vom Hühnerhof, wo er nach anfänglichem Zögern noch seine gewaltigen Flügel ausbreitete und sich in die Lüfte erhob.

Dafür sollten kirchliche Hirten und „Schäferinnen“ sich heutzutage wohl besonders stark machen: nicht andere Gläubige in Abhängigkeit zu halten, sondern sie zur Erkenntnis und Wahrnehmung ihrer vom Geist Got-

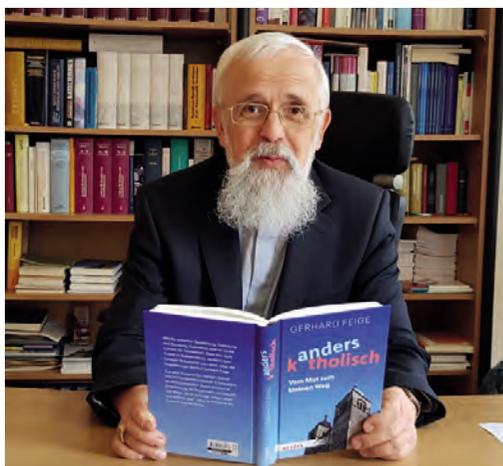
tes geschenkten Freiheit und Begabungen zu ermutigen. Gerade in diesen durch die Corona-Krise so belastenden Wochen, wo viele Christen ohne öffentlich zugängliche Gottesdienste und kirchliche Gemeinschaft auf sich allein gestellt sind, ist es wichtiger denn je, sich dessen bewusst zu sein und davon kreativ Gebrauch zu machen.

Zweifellos werden nach wie vor im Volk Gottes Männer und Frauen gebraucht, die – guten Hirten gleich – Verantwortung übernehmen und den anderen dienen. Oftmals müssen sie dabei anregend vorangehen und nach neuen Lösungen suchen, dann jedoch ebenfalls hinterherlaufen und antreiben. Schließlich dürfen und sollen sie auch inmitten der ganzen Herde „gemeinsam Kirche sein“ und sich von den anderen Gläubigen mitgenommen wissen. Beten und mühen wir alle uns darum, dass gerade angesichts der gegenwärtigen Entwicklungen möglichst viele die Stimme des guten Hirten Jesus Christus hören und seiner Spur folgen.

## **„anders katholisch“**

### **zwischen Bewährung, Zumutung und Sendung**

Im Jubiläumsjahr des Bistums Magdeburg blickt Bischof Dr. Gerhard Feige auf 25 Jahre bewegte Geschichte der Katholiken in dieser Region zurück. Mit „anders katholisch“ zeigt er Glauben und Kirche aus neuer und inspirierender Perspektive und hält ein Plädoyer für eine mutige Minderheit.



Erhältlich im

Verlag Herder  
1. Auflage 2019  
Gebunden 20 Euro  
240 Seiten  
ISBN: 978-3-451-  
38847-7  
Bestellnummer:  
P388470

# Auf dem Weg

Predigt zum 5. Sonntag der Osterzeit am 10. Mai 2020

Was ist eigentlich Leben? In einem schwedischen Märchen kommen dazu verschiedene Stimmen zu Wort. Ein Schmetterling meint: „Das Leben ist bunt und lauter Freude und Sonnenschein“. Der Adler hält es dagegen für „ein Streben nach oben“. Andere sehen darin nur einen „Kampf im Dunkeln“ oder ein „vergebliches Ringen um Freiheit“. Vielleicht ist es auch ein „Wechsel von Arbeit und Vergnügen“ oder „eine ständige Suche nach dem Glück und eine Kette von Enttäuschungen“. Auf jeden Fall – so legen es uns viele Schriftsteller und Philosophen nahe – gibt es eine Grundtendenz, worin alle Menschen übereinstimmen: nämlich glücklich sein zu wollen. Und dazu gehören Beständigkeit, Sicherheit und Geborgenheit, dazu gehören so etwas wie eine unverlierbare Heimat und eine unzertrennliche Gemeinschaft. Andererseits machen wir alle aber auch die Erfahrung, immerzu auf der Wanderschaft zu sein, sich auf Neues einstellen zu müssen, nichts festhalten zu können und sich selbst zu verändern. Diese Spannung scheint fast unüberwindlich zu sein. Statt harmonisch das Leben genießen zu können, fordern uns oftmals große Widersprüche heraus.



Trotz Corona in Verbindung bleiben – viele Zuschauer haben sich mit eigenen Beiträgen an den Livestream-Gottesdiensten beteiligt

So scheint nach Meinung zahlreicher Experten die Lage in der Coronase trotz leichter Entspannung immer noch sehr ernst zu sein, kann es jederzeit passieren, dass die Infektionskurve wieder ansteigt, das Virus uns überfordert und Menschen in größerer Zahl vorzeitig zu Tode kommen. Warnungen, sich entsprechend zu verhalten, sind also nicht unbegründet. Zugleich macht sich daneben – wie neulich jemand treffend formuliert hat – ein anderes Gift in unserer Gesellschaft breit: „Es ist das Gift der Verharmlosung der Pandemie als kollektive Hysterie und der Verunglimpfung aller (Vorsichts-) Maßnahmen“, verbreitet durch „Verschwörungstheoretiker“, „Wutbürger“ und einzelne „Kommentatoren sowie Politiker“. Sogar manche extremen Kirchenvertreter gebärden sich auf einmal als „Pseudowissenschaftler, Impfgegner und Esoteriker“. Das wirkt sich auch unter anderen Christen aus und erklärt manche emotionalen Auseinandersetzungen.

Inmitten aller Verunsicherungen und Ängste, die gegenwärtig viele plagen, könnte auch für uns ein Hilfe sein, was Jesus seinen Jüngern im heutigen Evangelium (Joh 14,1-12) sagt: „Euer Herz lasse sich nicht verwirren. Glaubt an Gott und glaubt an mich!“ Ich gehe voraus und hole euch nach. „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben.“ Abstrakt-theoretisch ist den Jüngern – wie vielen von uns vermutlich auch – der Weg Jesu wohl bekannt, konkret-existentiell aber schwer nachzuvollziehen. Um sich darauf einzulassen, wollen sie vorher darum auch zuerst eine beweiskräftige und überzeugende Gottesoffenbarung. „Herr“ – ist dazu von Philippus zu hören – „zeig uns den Vater; das genügt uns.“ Aber Jesus weist dieses Ansinnen deutlich zurück und erklärt: „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen.“ Glaubt Ihr mir etwa nicht?

Auch wir sind als „Anhänger des neuen Weges“ – wie sich die frühen Christen nannten – normalerweise an Sicherheiten interessiert. Dabei reichen Landkarte und Kompass nicht aus, um diesen Weg wirklich zu gehen. Weitere Hilfen – so gilt allgemein – sind nötig, damit unser Glaube sich entfaltet, lebendig bleibt und nicht verkümmert. Wir brauchen Vorbilder und Weggefährten, geistliche Anregungen und kirchliche Gemeinschaft, Verkündigung und Katechese, Gebetsformen und Gottesdienste. Ohne die Sakramente als sichtbaren Ausdruck göttlichen Handelns und besondere Begegnungsmöglichkeit mit dem Auferstandenen fehlte uns Wesentliches. Aber auch diakonische und missionarische Herausforderungen gehören dazu, unseren Glauben reifen zu lassen.

Manchmal kann es jedoch Situationen und Zeiten geben, in denen einiges oder viel davon nicht möglich ist. Stirbt dann christlicher Glaube aus? Das wäre ein Armutzeugnis. Stattdessen – so meine ich – käme es jetzt noch mehr darauf an, sich auch ohne die sonst gewohnten Formen ganz auf Jesus Christus zu orientieren und ihm zu vertrauen, dass er uns zur Vollendung weiterführt. Er ist und bleibt der Weg zum Vater, weil er sowohl dessen Wahrheit offenbart als auch dessen Leben weiterzugeben vermag. In aller Verunsicherung und Unberechenbarkeit, bei allen Schwierigkeiten, die uns gegenwärtig zu schaffen machen, sollten wir das nicht vergessen: Wir haben ein großes Ziel. Wir sind auf dem Weg nach Hause. Das gibt unserem Leben eine Richtung und könnte uns auch manche Nöte und Sorgen etwas leichter nehmen lassen.

„Menschen“ – so hat es jemand (Stephan Holthaus) einmal formuliert – „die an die Ewigkeit glauben, können gelassener sein. Sie leben vom Ziel her. Die Perspektive der Ewigkeit nimmt Druck von der Zeit.“ Man kann auch sagen: Wer ein „wohin“ und „wozu“ hat, verkraftet auch fast jedes „wie“ (Friedrich Nietzsche). Von daher ist der Glaube an eine Zukunft in der Herrlichkeit Gottes keine billige Vertröstung auf ein Jenseits. Ein solcher Glaube weitet vielmehr unseren Horizont, ermöglicht trotz aller Beschwerden ein intensiveres Leben und ermutigt dazu, sich selbst mit dafür einzusetzen, dass es schon jetzt in unserer Welt gerechter und liebevoller wird.

Was ist eigentlich Leben? Ich wünschte, dass viele voller Überzeugung sagen könnten: „Wie die Morgenröte der Beginn des neuen Tages ist, so ist das Leben der Anbruch der Ewigkeit.“

# Anders als gewohnt

Predigt zu Fronleichnam am 11. Juni 2020

Elf Wochen lang hat es in unserem Bistum angesichts der Corona-Pandemie keine öffentlich zugänglichen Gottesdienste gegeben, wurde von vielen Christen schmerzlich vermisst, nicht gemeinsam zusammenkommen und die Kommunion empfangen zu können. Und noch immer ist dies nur unter erschwerten Bedingungen möglich. Solche belastenden Erfahrungen können traurig stimmen, sie können aber auch dazu anregen, manches tiefer zu bedenken und sich vielleicht neu zu orientieren. Dementsprechend haben die einen ideenreich versucht, ohne die bisher vertrauten Formen geistliche Menschen zu bleiben und segensreich zu wirken, andere hingegen empfanden den Gottesdienstaustausch als unerträglich und zerstörerisch. Manche darunter sind sogar polemisch und aggressiv geworden, als ob alle Vorsichtsmaßnahmen nur unerleuchtet oder willkürlich seien, die Bischöfe kein Gottvertrauen hätten und böse Mächte damit die Kirche zugrunde richten wollten.

Und nun feiern wir mit diesen Erfahrungen „Fronleichnam“, das Hochfest des Leibes und Blutes Christi. Nach festlichem Jubel ist uns in diesem Jahr aber ganz und gar nicht zumute. Wird durch diesen Anlass nicht eher sogar noch deutlicher, worauf wir einige Zeit unfreiwillig verzichten mussten und heute auch nur zurückhaltend und nicht so sinnenfreudig wie sonst eingehen können? Oder bietet Fronleichnam vielleicht sogar Anregungen, konstruktiver mit den gegenwärtigen Herausforderungen umzugehen?

## Frömmigkeitswandel

Da ist es sicher zum Beispiel schon einmal hilfreich, sich zu erinnern, auf welchem Hintergrund dieses Fest im 13. Jahrhundert eingeführt wurde. Die meisten gingen damals nicht mehr zur Kommunion, sondern waren nur noch darauf aus, die verwandelte Hostie zu verehren und Jesus Christus auf diese Weise nahe zu sein. Das Essen trat dabei völlig in den Hintergrund, und aus dem Opfermahl der Eucharistie wurde gewissermaßen ein göttliches Schau-Spiel. Schon im ausgehenden 4. Jahrhundert hatte die Entwicklung dazu angefangen, nicht aus Lauheit und Bequemlichkeit, sondern aus zunehmender Scheu und Ehrfurcht. So erklärt

sich auch, warum 1215 das 4. Laterankonzil die Gläubigen aufforderte, den Leib Christi wenigstens einmal im Jahr auch zu empfangen und ihn nicht nur anzuschauen. Und selbst in meiner Kindheit war es noch weit-hin – nun aber aufgrund strenger Zulassungsbedingungen – unüblich, häufig zu kommunizieren. Erst danach setzte wieder ein Wandel ein, der es heutzutage fast unmöglich erscheinen lässt, in einer Eucharistiefeier nicht an der Kommunion teilzunehmen.

Ohne Zweifel ist es das eigentliche Ziel des Altarsakramentes, Jesus Christus in den Gestalten von Brot und Wein in sich aufzunehmen und so ganz eng mit ihm verbunden zu werden, inmitten der Kirche und als Glieder seines Leibes. Dieses Geheimnis ernst zu nehmen, bedeutet für uns Katholiken aber auch, ehrfürchtig damit umzugehen und es anzubeten. Könnte das nicht auch dann, wenn es verwehrt ist, die Kommunion tatsächlich zu empfangen, zu einer fruchtbaren Möglichkeit werden, dem Herrn dennoch in lebendiger Weise zu begegnen? „Für mich persönlich“ – so hat mir dazu jemand kürzlich geschrieben – „habe ich anhand einer alten Erzählung eine Lösung gefunden: Es sitzt Einer jeden Tag für Stunden in der Kirche vor dem Tabernakel. Gefragt, was er da tue und was das soll: Ich schaue IHN an, ER schaut mich an. Das reicht.“ Und viele unserer Kirchen – so möchte ich hinzufügen – waren ja trotz aller Beschränkungen tagsüber geöffnet und sind es auch weiterhin.

### **Wüstenerfahrungen**

Bedenkenswert ist auch, was in der heutigen Lesung aus dem Buch Deuteronomium zu hören war (8,2-3, 14-16a). Mose erinnert darin sein Volk, nicht zu vergessen, dass Gott es „während der 40 Jahre in der Wüste geführt hat, um (es) gefügig zu machen und ... zu prüfen“, durch „Hunger“, aber auch durch die wunderbare Speisung mit dem „Manna“, der Versorgung mit dem Nötigsten. Gott wollte erkennen, was im Herzen seines Volkes ist und ob es ihm wirklich vertraut. Das aber heißt für die Betroffenen manchmal auch, Mangel zu ertragen oder nur „von der Hand in den Mund“ zu leben.

Und wir? Geraten wir schon in Panik, wenn uns auch einmal – aber nur kurzzeitig – eine solche Prüfung ereilt? Müssen bestimmte Frömmigkeitsformen tatsächlich ständig praktiziert werden, um tragfähig zu sein? Wie viele andere Menschen müssen doch in sehr unterschiedli-

chen Lebenszusammenhängen oftmals und vielleicht sogar dauerhaft verkraften, auf Liebgewordenes zu verzichten! „Es stünde uns Christen gut an“ – habe ich dieser Tage auch in einem Brief an mich lesen können – „die aktuelle Welt- und Kirchen-Situation als Wüstenerfahrung ... annehmen zu lernen ... Manchmal“ – so gibt dessen Verfasser weiter zu bedenken – „beschenkt der liebende Gott uns ja, indem er etwas nimmt.“

Und ein deutscher Bischof, der lange Zeit in Südafrika tätig gewesen war, hat mir geschrieben: „Die Feier der Eucharistie ist zentral, wichtig, auch für mich. Dennoch gibt es bedauerlicherweise die eucharistische Hungersnot, in Afrika, in Lateinamerika ... Um dem Schmerz der davon Betroffenen nachzuspüren und ihn nachzuempfinden, habe ich gelegentlich ein eucharistisches Fasten ... ins Gespräch gebracht ... Hilft auf neue Weise gerade ein Virus, die Zeichen der Zeit zu verstehen?“ Zugleich betont er aber auch: „Ich schätze das Verständnis von der Liturgie als Quelle und Gipfel ... Aber man kann nicht immer auf dem Gipfel sein ... Und das Wasser der Quelle kann wegtragen. Es nährt gerade so ‚in seiner Hingabe‘ die Natur, das Leben entlang seinem Lauf. Vielleicht dürfen wir vertrauen, dass wir in unseren Breiten genug Nahrung aufgenommen haben, um auch eine Durststrecke zu überstehen, bis wir alle wieder, danach wirklich hungernd, gemeinsam ‚essen und trinken‘ können.“

### **Christusbegegnungen**

Und noch etwas halte ich für wesentlich. Wir haben schon oft Eucharistie gefeiert, die Kommunion empfangen und den Herrn in der Gestalt des Brotes verehrt, zu manchen Anlässen sogar in besonders festlicher Form. Soll das nicht nur fromme Höflichkeit sein, muss sich davon auch etwas in unserem Alltag widerspiegeln. Das Volk Israel kannte keine isolierte Begegnung mit Gott, sondern rechnete seit dem Auszug aus Ägypten täglich mit ihm. Es wusste, wem es seine ganze Existenz verdankt. Ebenso will Christus uns nahe sein und von uns überall wahr- und ernstgenommen werden, wo er zu finden ist: nicht nur im Wort und Sakrament der Liturgie oder der Gemeinschaft der Glaubenden, sondern immer auch in all den Menschen, die seiner und unserer Liebe bedürfen. Der Dienst an ihnen und die besondere Solidarität mit denen, die leiden, sind für ihn ein Kriterium dafür, ob es uns wirklich um ihn geht. So kann

Fronleichnam auch zum Ausdruck unseres Bekenntnisses werden: Der, vor dem wir hier das Knie beugen, ist derselbe, der auch sonst immer wieder unseren Lebensweg kreuzt.

Jammern und klagen wir nicht in der Meinung, wir hätten unseren geistlichen Bedürfnissen in der letzten Zeit nicht genügend nachkommen können. Denken wir vielmehr darüber nach, ob sich mit manchen Entbehrungen oder Zumutungen der gegenwärtigen Krise nicht vielleicht auch die Frage nach der Echtheit unseres Glaubens verbindet. Und vergessen wir nicht, was Petra Bahr so ausgedrückt hat: „Gott zeigt und verbirgt sich anders, als Menschen sich wünschen.“ Davon kündet auch das Geheimnis der Eucharistie. Möge es uns zu Herzen gehen und mit Zuversicht erfüllen.



Vom 15. März bis Pfingsten konnten Gläubige im Bistum Magdeburg und darüber hinaus Livestream-Gottesdienste aus der Kathedrale St. Sebastian mitfeiern und unter anderen auch die Schola unter der Leitung von Kathedralmusiker Matthias Mück genießen.





Dr. Gerhard Feige, geboren 1951 in Halle (Saale), Studium der Philosophie und Theologie in Erfurt, 1978 Priesterweihe, 1988 Promotion, Studienaufenthalt in Rom, 1994 Berufung zum Professor für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Ostkirchenkunde in Erfurt, ab 1999 Weihbischof in Magdeburg, seit 2005 Bischof von Magdeburg, seit 2012 Vorsitzender der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz, seit 2014 Mitglied des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen.